



MOND UND DIE BOMBE

Ein Köln-Krimi von Philipp J. Meckert

KAPITEL 1: KRIEG

Köln, Oktober 1944. „Mensch, ärgere dich nicht!“ Belustigt, aber mit einem leicht vorwurfsvollen Unterton wies Anton seinen Bruder zurecht und wischte mit einem Streich die rote Spielfigur vom Brett. „Das kriegst du zurück!“, sagte Karl leicht beleidigt und schaute mit bangen Augen auf den kleinen, handgeschnitzten Holzwürfel, der da über den Rand des Spielfelds kullerte und wieder eine Sechs zeigte.

„Und... raus mit dir!“, zischte Anton und schnippte auch Karls zweite Figur, die der ins Rennen geschickt hatte, vom Feld. Sie flog im hohen Bogen auf die graue Decke, auf der sie saßen und kullerte weiter ins Gras.

Als Anton grinsend hinterherschautete, wie das kleine rote Männchen zwischen den Gänseblümchen verschwand, sah er nicht, wie Karl sich von der Seite wütend auf ihn stürzte. Schon hatte ihn sein Bruder am Kragen seines braunen Hemdes gepackt und zog das Halstuch immer enger. Sein Blick wurde plötzlich eiskalt und hasserfüllt.

Ja, kämpfen konnte Karl gut, das hatte er in der Hitlerjugend gelernt. Aber Anton war ihm auch dort ebenbürtig. Blitzschnell packte er mit der rechten Hand an Karls Oberarm in Höhe der Armbinde, mit der linken an die Koppel und warf ihn mit einer Körperdrehung nach rechts ins Gras. „Kinder, benehmt euch. Wenigstens an eurem Geburtstag! Und passt bitte auf eure neuen Schuhe auf. Die waren teuer.“

Anton und Karl schauten auf und sahen, wie ihre Mutter Lieselotte, zurechtgemacht in einem blauen Kleid mit abgesetztem weißem Kragen, darüber ein cremefarbener Kittel, mit einem Kuchen vor ihnen stand. Elf kleine Kerzen flackerten im Wind. „Herzlichen Glückwunsch, ihr Lieben!“, sagte sie und wischte sich eine Träne aus dem Auge.

„Aber Mutter, wir hatten doch gestern Geburtstag“, sagte Karl und lächelte wohlwissend seine Mutter an. „Schlaumeier!“, sagte Anton und boxte ihm in die Rippen.

„Ja, ihr wisst doch, an einem Freitag, den 13., will ich nicht feiern. Der ganze Krieg und die Zeiten sind schlimm genug. Und als ich genauso alt war wie ihr...“

„Da hattest du so einen gruseligen Film gesehen, der hieß...“ fiel ihr Karl ins Wort und überlegte kurz. Dann leuchteten seine Augen: „Freitag, der 13.! Das unheimliche Haus! Und da...“ „...sterben am Freitag den 13. immer Mitglieder einer Familie“, sagte Anton. „In diesem unheimlichen Haus. Das konntest du nie vergessen. Und deshalb feiern wir heute.“

„Ja, deshalb, liebe Kinder, feiern wir heute. Und hoffen, dass es für uns kleine Familie ein friedlicher Oktober bleibt. Und ihr zwei immer aufeinander aufpasst.“ Lieselotte lächelte und fing an, mit dem Kuchen in der Hand zu schunkeln.

„Und jetzt: Eins und eins es elf, dat es doch klar...“, sang sie und wollte weitersingen, doch schon hatten sich Anton links und Karl rechts bei ihr eingehakt und sangen lauthals mit: „Kölle, du bes wunderbar, eins und eins es elf dat es doch klar, Kölle wunderbar!“ Und alle drei schrien vor Freude im Chor: „Kölle wunderbar!“

Mit ihrer guten Laune steckte das schunkelnde Trio, die Kerzen flackerten mal nach links, mal nach rechts, auch die alten, letzten überlebenden Nachbarn an, die auf der kleinen Ludwigstraße im alten Rheinshof vorbeiliefen und teils ungläubig herüberschauten.

So ähnlich sahen sich die Jungs mit ihren blauen Augen, ihren dunkelblonden Scheiteln und darunter ihre zwar noch kindlichen, aber schon straffen Gesichtszügen. Von den identischen Uniformen der Hitlerjugend, die beide an ihrem Ehrentag trugen, ganz zu schweigen. Und an den Füßen hatten sie sogar die gleichen schwarzen Sportschuhe, die in der Sonne bei jedem Schritt kurz aufblitzten.

Plötzlich stoppte die Mutter das jocke Schunkeln. Karl sah, dass sie Tränen in den Augen hatte. Schnell stellte Lieselotte die Torte auf dem Spielbrett ab und nahm ihre Jungs in die Arme. „Lasst uns für Papa beten. Hoffentlich überlebt er den Kampf um Aachen. Ich kann spüren, welche Angst er hat“, sagte sie. Anton, der seinen Kopf an die Brust der Mutter presste, fühlte ihr pochendes Herz.

Er vermisste seinen geliebten Vater, der von der Front sogar noch rechtzeitig eine Geburtstagskarte geschickt hatte. Natürlich wie immer mit der Hoffnung und der Bitte, sich um ihr kleines weißes Fischerhäuschen zu kümmern.

„Klein, aber mein“, sagte Heinz immer und zitierte damit den Satz, den wiederum schon sein Vater, ein alter Rheinschiffer, über den Türeingang gezimmert hatte. Ihr Häuschen im Kölner Süden war noch gut erhalten.

Einige Gebäude lagen in Trümmern oder waren verwaist, bis auf die Zimmerei Jupp Eisenach, die eine große Werkstatt und einen geräumigen Luftschutzkeller hatte. Auch die große Ulme an der Ecke, unter der sie gespielt hatten, ragte prächtig in den Himmel. Sie war die größte weit und breit im Süden der Stadt. Wer mit der Bahn am Rhein entlang aus Bonn Richtung Kölner Altstadt fuhr, konnte sie schon von Weitem sehen. Wer in Rheinshof aussteigen wollte, sah kurz vorher, wenn er genau hinschaute, wie ein Gleis über eine Weiche nach links von der Hauptstrecke abging.

Die Abzweigung führte über das entgegenkommende Gleisbett in ein Waldgebiet. Nur im Winter gaben die kahlen Bäume den Blick auf zwei bedrohlich wirkende Wachtürme frei.

Der Bahnhof in Rheinshof war früher voll von Menschen, die aus dem Süden in die Altstadt zur Arbeit oder in die vielen Brauhäuser und Geschäfte rund um den Dom fahren wollten. In den Kriegstagen jedoch herrschte oft eine gespenstische Leere. Trotzdem kam es immer wieder zu Gedrängel, weil ein großer Teil des Bahnsteigs nun abgesperrt war.

Dort lagerten in mannshohen Kisten Munition und Ersatzteile für die mächtige Flugabwehrkanone, die von Sandsäcken ummauert die Gleisanlagen verteidigen sollte.

Es war eigentlich ein friedlicher Tag, dieser 14. Oktober 1944. Niemand da unten ahnte, dass in diesem Moment Schwärme von britischen und amerikanischen Bombern über den Wolken waren, um im Ruhrgebiet auch Köln in Schutt und Asche zu legen. Die „Operation Hurricane“ sollte 10.000 Tonnen Bomben, die höchste innerhalb eines Tages abgeworfene Bombenlast des gesamten Zweiten Weltkrieges, vom Himmel fallen lassen.

Karl und Anton blinzelten noch einmal in die Wolken, stopften sich mit dem Kuchen voll und schoben stolz ihre Füße aneinander. Beide hatten, wie sollte es auch anders sein, die gleichen Schuhe an. Echte Dassler, in glänzendem Schwarz, die ihnen ihr Onkel aus Bayern über viele Umwege zum Geburtstag geschenkt hatte.

Da sahen sie, dass sich kleine Tropfen auf ihren Schuhspitzen sammelten. „Die will ich nie wieder ausziehen. Bis ich... 88 bin!“, sagte Karl nachdenklich. „88? Wir sind elf. Das wäre also in 77 Jahren“, rechnete Anton vor. „Schlaumeier!“, grinste Karl. „Moment, das wäre im Jahr... zwei-tau-send-und-ein-und-zwanzig“, schob Anton hinterher und sprach die Zahl ganz langsam und erschrocken aus. Karl schaute ihn an. „Das macht mir irgendwie Angst. Bis dahin bleiben wir aber zusammen, okay?“

„Ja, Bruderherz. Obwohl... Es kommt drauf an.“ „Worauf denn?“, fragte Karl. „Ob du hinterherkommst. Denn in diesen Schuhen werde ich immer viel schneller rennen als du“, feixte Anton. „Erst mache ich dich im Spiel fertig, dann auch noch im Sport.“ „Wetten, dass

ich schneller bin?“, sagte Karl und hob seine Nase herausfordernd nach oben. „Wer zuerst an der Flak ist, hat gewonnen. Und das werde ich sein!“

„Ich!“

„Nein ich!“

„Quatsch, ich!“

Immer wieder und immer lauter schrien sich die zwei Jungs an und gingen, während schon dicke Tropfen auf sie herabprasselten, aufeinander zu. Als Anton wieder seinen Mund öffnete, heulte plötzlich eine Sirene ohrenbetäubend vom Bahnhof herüber und übertönte selbst seinen letzten Schrei. Das schrille Dröhnen durchfuhr ihre Körper.

Der Fliegeralarm ließ plötzlich Soldaten mit aufgerissenen Augen an ihnen vorbei zur Flak eilen. Wie erstarrt schauten sich Anton und Karl an, als auch schon ihre Mutter aus dem Haus gestürmt kam und schrie: „Kommt, Kinder, kommt!“

Mit wehenden Armen und flatterndem Mantel rannte sie weiter und deutete auf den Eingang zum Luftschutzkeller der Zimmerei Eisenach.

Karl sprang auf und wollte zu seiner Mutter rennen, die schon vor dem Kellereingang auf einem Schemel saß und sich noch schnell feste Schuhe anzog. Anton sah, dass sie weinte.

„Was für ein Elend, was für ein Elend“, schluchzte sie. „Da feiern wir nicht am 13. und am 14. fallen die Bomben! Was für ein Elend.“

Als Karl seine Mutter trösten wollte, hielt ihn Anton am Arm fest. „Ich renne jetzt rüber zur Flak! Ich renne jetzt rüber!“ Karl schaute ihn entgeistert an. „Das war doch nur Spaß. Komm jetzt!“ Doch Anton blieb stehen. „Nein. Wettschulden sind Ehrensulden. Wir hatten gewettet.“

„Kinder kommt jetzt. Kommt!“

Die Mutter schrie und schrie. „Ich will nicht, dass heute jemand aus meiner Familie stirbt! Sofort her mit euch!“

Da war schon ein unheimliches Grollen zu hören und der Himmel verfinsterte sich.

„Komm, wir rennen schnell beide rüber!“, sagte Karl und deutete auf die rund 80 Meter entfernte Flak, an der schon Soldaten hektisch hantierten und testweise das Kanonenrohr links und rechts und hoch und runter über die Sandsäcke schwingen ließen.

„Munition! Munition!“ Wir brauchen mehr Munition!“, schrie ein Soldat. „Und Planen! Dieser verdammte Regen!“

„Also?“ Karl schaute seinen Bruder Anton fragend an. Dann schrie er einfach drauf los: „Start frei!“

Karl spurtete durch den Regen los, so schnell er konnte. Er wusste, dass Anton mindestens genauso schnell war wie er. Und manchmal sogar noch schneller, der kleine Hasenfuß. Besonders wenn er Angst hatte.

Karl rannte über das kleine Feld und durch die Ludwigstraße hoch zur Flak, während ihm immer mehr Leute entgegenkamen. Immer näher kam die gewaltige Kanone.

Plötzlich sah er links, wie Peter und Maria Hauser mit ihren fünf Kindern schnell in ihre Scheune rannten. Die Kleinen schrien und schrien, als sie von ihrem Vater hinter das hölzerne Tor gerissen wurden.

Mit bangem Blick schaute Maria Hauser, die eine gute Freundin seiner Mutter war, ihn an und schüttelte den Kopf. Dann schloss sie schnell den oberen Teil der Holztür.

Karl rannte und rannte und dann, nach weiteren 30 Metern, berührte er endlich einen Sandsack. „Erster!“

Schwer atmend schaute er sich hektisch um. Wo war Anton? Doch Anton war gar nicht mitgerannt, er war ihm noch nicht einmal gefolgt. Erschrocken sah Karl, dass sein Bruder

ängstlich bei seiner Mutter stand, direkt vor dem Kellereingang. Sie hatte einen Arm um ihm gelegt und wedelte panisch herüber. Anton zuckte entschuldigend mit den Achseln. Dann hörten sie plötzlich die erste gewaltige Explosion.

Ein Wachmann, der aus dem Keller gestürmt kam, schrie wütend auf Lieselotte ein und zog die Mutter an sich vorbei die Treppe hinab. Kurz bevor er den Jungen, der mit Tränen in den Augen eine Hand nach seinem geliebten Bruder ausgestreckt hatte, am Kragen packen konnte, sah Anton noch, wie Karl erstarrt neben der feuerspeienden Flak im prasselnden Regen stand.

Karl blickte in seine Richtung, er schien noch einmal zu lächeln und wie zum Abschied zu winken und irgendetwas zu rufen, doch dann sah Anton einen schwarzen Schatten vorbeihuschen und Karl war vom Erdboden verschluckt. Anton spürte nur noch, wie plötzlich eine gewaltige Druckwelle die Stahltür zuknallte und er mit dem Wachmann die Treppe hinabfiel. Dann war alles dunkel.



Köln heute.

„Bombensprengung in Braunsfeld. Wenn Entschärfen nicht mehr geht, dann muss kontrolliert gesprengt werden. Stundenlange Absperrungen gab`s. Die Anwohner und Autofahrer mussten heute viel Geduld aufbringen...“

Routiniert las die Nachrichtensprecherin der WDR-Lokalzeit Köln die Anmoderation vor. Über die Mattscheibe, die noch auf dem Parkettboden an der Wand lehnte, flimmerten die ewig gleichen Bilder. Schon wieder ein Blindgänger in Köln. Wieder die Stadt im Stau, Polizisten und Ordnungsamt vor Flatterband, genervte Anwohner.

Dann ein kurzer Blick auf einen gewaltigen Sandhaufen, unter dem die Bombe steckte. Mond fluchte, knipste den Fernseher aus und warf die Fernbedienung auf seine alte Ledercouch, die teilweise noch in Plastikplanen gehüllt war. Immer diese verdammten Bomben, dachte Mond. Fast jede Woche war in Köln Bombenalarm. Mal irgendwo neben einem Krankenhaus, mal auf einer Großbaustelle in der Innenstadt, neulich sogar mal auf einem Friedhof.

Aber dieser Blindgänger, der heute wieder tausende Bürger auf Trab gehalten hatte und den eine Stadtsprecherin zuvor noch als „ein bisschen tricky“ verniedlichte, weil er einen defekten Langzeitzünder hatte und deshalb nicht einfach so mal eben entschärft werden konnte, lag inzwischen zersplittert unter drei Lkw-Fuhren Sand, vermischt und beschwert mit 48.000 Litern Wasser.

Die Bombe, die da fast 80 Jahre im Boden schlummerte, entfaltet ja immer noch eine ungeahnte Sprengkraft, grübelte Mond vor sich hin. Die einen kamen zu spät zur Arbeit oder zum Arzt, bei Lieferdiensten wurde das Essen kalt, andere rannten aus dem Bus und urinierten in Hecken, sicher streunten auch jede Menge Katzen und Hunde aufgeregt durch die Wohnungen der evakuierten Häuser.

Und was tat sich bei ihm?

Durch das Bomben-Chaos und die betroffenen KVB-Linien war auch Natja viel zu spät nach Hause gekommen. Nach Hause? Also eigentlich eher in das Haus, was einmal ihr neues Zuhause werden sollte. Er hatte gute zwei Stunden gewartet, was ihm aber nicht ungelegen kam. So hatte er einen guten Grund, seinen Kummer zumindest etwas zu ertränken. Eine neue Flasche Jameson zu öffnen und ein paar Gläser in sich hineinzuschütten. Das hatte seinen Puls beruhigt – und seinen Schmerz, der aber sofort

wieder in sein Herz stach, als er sah, wie nun seine Frau, also eigentlich fast schon Ex-Frau, zusammen mit Melody, die ja wenigstens für immer seine Tochter blieb, einige Reisetaschen unter die Motorhaube und auf die Rücksitzbank stopfte.

Sein alter silberner Porsche, sein ganzer Stolz früherer Tage, stand nun bereit, um mit seinem Leben zu verschwinden. Mit den zwei Menschen, die er am meisten liebte – und mit vielen Erinnerungen im Gepäck. Heimlich wünschte sich Mond, als er vor die Tür ging, dass der Wagen jetzt endlich mal eine Panne hatte, wenn er sie brauchte. Dass er einmal nicht ansprang, wenn er es wollte. Doch seit der letzten Inspektion, die ein komplettes Monatsgehalt verschlungen hatte, war das gute alte Teil perfekt wieder in Schuss.

Natja stieg ein und drehte mit ihrer linken Hand, an deren Ringfinger nur noch ein dünner kahler Streifen war, den Zündschlüssel. Der Motor sprang an, heulte und röhre auf und blubberte vor sich hin.

„Das war`s dann also“, sagte Mond mit stockender Stimme, als er an den Sportwagen herantrat.

„Ja, es hätte so schön werden können. Neues Haus, neues Glück. Aber Du mit deiner verdammten Elf hast es versaut“, sagte Natja, knallte die Tür zu und schaute ihn durch das geöffnete Fenster eiskalt an. „Wieder mal. Aber diesmal für immer.“

Plötzlich spürte Mond, wie sich seine Tochter an ihn schmiss und ihn ganz fest umklammerte.

„Mach's gut Papa. Unsere neue Wohnung ist ja nicht weit weg. Vielleicht wird ja doch noch alles gut, Papa. Denn...“ „Wenn es am Ende nicht gut ist, ist es noch lange nicht...“

„Das Ende“, lächelte Melody und gab Mond einen Kuss.

„Spar dir deine Kalendersprüche und kümmere dich lieber bald mal um den Unterhalt! Die Karre hier wird sonst als erstes verkauft!“, sagte Natja wütend.

Sie ließ den Motor aufheulen und gab Gas. Das Fenster schloss sich. Der Wagen bog langsam aus der Ausfahrt und erreichte die noch in Bau befindliche Schotterstraße.

„Tschüss Frau. Tschüss Kind. Tschüss Porsche“, rief ihnen Mond leise hinterher. „Tschüss... Carlo?“

Er schaute sich hektisch um und sah die geöffnete Haustür. „Nein, nicht auch noch Carlo!“ Da surrte das Fenster auf der Fahrerseite erneut runter. Seine Frau hielt die kleine schwarz-grau getigerte Katze in der Hand und streckte sie triumphierend in die Luft.

„Du bist doch ehe ein Einzelgänger. Bei dir würde er nur verhungern!“, hörte er sie rufen.

Dann gab sie Gas und der Porsche war verschwunden. Mond schaute traurig ins Nichts. Er tastete seine Jeans ab, fand seinen Flachmann und begann, in großen und gierigen Schlucken zu trinken. Er hasste sich dafür. Aber er wusste keinen anderen Ausweg.

Regentropfen landeten auf seinem Nacken. Mond drehte sich um und sah den jungen Ahornbaum, der vor seinem Haus an die Straße gepflanzt worden war, um zumindest etwas Natur zwischen den würfelförmigen weißen Betonbauten vorzugaukeln. Ansatzlos schlug er einen rechten Haken gegen den Stamm. Der Baum zitterte kurz und ließ ein paar welke Blätter auf ihn herabregnen.

Es war Anfang Herbst und die Bäume, so dachte Mond, verlieren jetzt ihre Blätter so wie er seine Krone, die ihm mal zu dem machte, was er war: ein erfolgreicher Reporter und glücklicher Familienvater. Jetzt war das alles vorbei. Er fühlte sich selbst wie ein kahler schwacher Baum im Wind.

Mein Gott, wirkt der Whisky schon?

Mond knallte die Haustür zu und schenkte sich noch ein Glas ein. Dicke Wolken und der einsetzende Regen tauchten die noch im Aufbau befindliche Siedlung plötzlich in eine unheimliche Dunkelheit.

In immer mehr Einfamilienhäusern, viele hatten noch keine Zufahrt, andere noch nicht mal eine Hausnummer, gingen schnell Lichter an. Möbelpacker beeilten sich, Kisten und Tische und Stühle und Lampen in die Häuser zu bringen. Mond zog sich müde die Treppe hoch.

Im ersten Stock hatte er sein Arbeitszimmer und sein Schlafzimmer eingerichtet und sah aus seinem Fenster, wie einige neue Nachbarn aufgeregt ihre Auflagen von den Sesseln und Liegen in die Garage brachten und die Markisen einfahren ließen. Kinder rannten ins Haus und ließen in den Sandkästen ihre Schaufeln und Formen zurück. Bei seinem Nachbarn gegenüber, der neben dem Haus für seinen Sohn einen Pool im Garten aufgebaut hatte, um die letzten warmen Tage des Jahres, die da hoffentlich noch kommen sollten, zu genießen, bildete der Regen auf dem neuen Rollrasen kleine Pfützen. Mond schaute über den Garten und auf das große Baufeld dahinter.

Seine Augen fielen auf eine Grube, die Platz für ein halbes Fußballfeld hatte und etwa fünf Meter tief war. Mittendrin stand der Fuß eines Krans, drumherum parkten Bagger, die die Grube weiter ausschachten sollten. Doch jetzt saßen wegen des schlechten Wetters alle Arbeiter in den Containern oberhalb der Baustelle.

Ein offenes Fenster, etwa 70, 80 Meter entfernt, mit einem grauen Vorhang erregte Monds Aufmerksamkeit. Das Fenster gehörte zu einem alten, verkommenen, kleinen Haus, das als einziges noch den Neubauten trotzte. Offenbar der einzige Eigentümer, der nicht an den neuen Bauträger verkauft hatte, dachte Mond. Irgendein Immobilienmogul hatte nach und nach alle alten Häuser erworben und plattgemacht, um hier Raum für Neues zu schaffen. Oder wie er es plakatierte: „Veedel für Zukunft“.

Mond wollte an seinem Glas nippen, als er innehielt. Plötzlich kam ein hagerer Mann hinter den zerschissenen Stoffbahnen zum Vorschein. Sein Gesicht, das konnte Mond auch auf diese Entfernung sehen, war von Falten zerfurcht.

Seine Haare waren schlohweiß und lang und wehten im Wind. Er trug nur ein graues Unterhemd, aus dem dünne, sehnige Arme hingen, die sich nun auf das Fensterbrett lehnten. Sein Blick wanderte lange über das Baufeld, hin und her, nach oben und unten, so als ob er etwas suchen und finden müsste. Und plötzlich schaute er Mond direkt ins Gesicht. Die Augen des alten Mannes funkelten und fixierten Mond, der fasziniert, aber auch leicht angewidert über sein Glas schauend dem Blick standhielt. Dann war der Mann verschwunden.

Mond sah nur noch, wie eine Hand mit langen zittrigen Fingern das Fenster schloss, dessen Scheiben schnell von Regentropfen benetzt waren. Dann war alles wieder gespenstisch grau.

Wer weiß schon genau, wer seine Nachbarn sind und welche Geschichte der Grund und Boden hat, dachte Mond. Und erinnerte sich daran, dass er vor einigen Wochen eine Mail an das Stadtarchiv geschickt hatte, natürlich direkt an die oberste Chefin, um die Vorgeschichte von Rheinshof zu erfahren und von dem Stück Land, auf dem nun die Siedlung gebaut wird und auf dem er in Zukunft leben würde.

Mond kratzte sich an seinem Stoppelbart. Ja, eine Antwort hatte er darauf nie erhalten. Seltsam eigentlich, wie ihm nun auffiel. Da brummte es auf dem Schreibtisch, sein Handy vibrierte und tanzte immer weiter Richtung Tischkante. Als Mond genervt auf das blinkende Display schaute und die letzten vier Ziffern 0110 erkannte, krampfte sich sein Magen

zusammen. Der Anruf kam von seinem Brötchengeber, dem „Feinemann Verlag“, aus dem Vorzimmer der Geschäftsführerin Klammer, jetzt CEO.

Mond wusste: Wenn er ranging, war er dem Anruf mit all seinen Konsequenzen ausgeliefert. Wenn er es einfach klingeln ließ, würde er sich feige vorkommen und die Ungewissheit darüber, warum seine Chefin, mit der er noch nie ein nettes Wort gewechselt hatte, ihn sprechen wollte, zermürben. Bis zum nächsten Klingeln.

Das Handy drohte nun, jeden Moment vom Tisch zu fallen. Mond nahm all seinen Mut zusammen, einen tiefen Schluck Whisky und drückte auf das Display.



Szenenwechsel.

Die Luft in der U-Bahn-Linie 16, die sich kreischend durch die von Graffiti vollgeschmierten, staubigen Tunnel ihren Weg bahnte, war muffig. Alle Plätze waren besetzt, viele Leute hielten sich schwankend an Stangen und Gummischlaufen fest. Zwischendrin versperrten Fahrräder und Trolleys von Touristen den Weg.

Eine Wolke billiges Parfüm waberte Mond in die Nase. Er drehte sich um und sah zwei grell geschminkte Blondinen, vielleicht Anfang 20, aber wer konnte das schon genau wissen, die mit langen Fingernägeln über ihre Handys wischten.

Ihnen gegenüber saßen zwei Jungs, tuschelten und starrten sie an. Wahrscheinlich wieder zwei Influencerinnen, die halbnackt mit ihren weichgezeichneten Filterfotos den kleinen Kerlen feuchte Träume beschere, dachte Mond.

Aber auch ich bräuchte mal so einen Gesichtsfiler, ging es ihm durch den Kopf, als er sein unscharfes Spiegelbild in der U-Bahn-Tür sah. Seine schwarzen Haare wurden dünner und grau, seine Wangen hatten tiefe Furchen. Er sah einfach nur noch verbraucht aus und fühlte sich auch so. Ausgenutzt, verschlissen, verlegt. Verlassen, von Frau und Kind. Und dem, was man Glück nannte. Ja, dachte er. Seine Frau hat Recht. Er war ein verdammter Einzelgänger.

Mond ballte die Fäuste. Sein Spiegelbild in der Dunkelheit verschwand, die Bahn rauschte in die grelle und überfüllte Haltestelle Neumarkt. Mit einem zischenden Knall sprangen die Türen auf und Mond schob sich im Gedrängel auf den Bahnsteig durch die Leute hindurch und immer weiter durch die Massen auf einer verdreckten Rolltreppe aus dem Untergrund hoch ins trübe Tageslicht.

Mond kannte die Ecke. Gleich würden wieder reihenweise Junkies auf ihn zustolpern und um ein paar Euros für den nächsten Schuss betteln. Er würde wieder über auf dem Boden liegende arme Kreaturen steigen und sich an der Ecke des Platzes, wo es nach Urin und Erbrochenem stank, den Kragen seines Jacketts vor die Nase halten müssen.

Dann, hinter dem qualmenden Döner-Grill und der kleinen Kaffeebar erreichte er endlich den Feinemann-Verlag. Das Unternehmen, das sich damit rühmte, im Herzen der Stadt und damit am Puls der Zeit zu sein. Doch nicht nur für Mond war das berühmte Herz der Stadt ein hartes, oft brutales und gelegentlich abstoßendes Pflaster geworden. Und der Puls der Zeit tickte oft so schnell und schrill, dass sich die Menschen in der Hektik und im Stress des Alltags verloren und leer fühlten und nur noch raus wollten, aus dem immer schwerer zu drehenden Hamsterrad, das sich Leben nannte.

Mond schaute hoch auf die graue Fassade mit ihren verspiegelten Fenstern und sah ganz oben, auf dem Dach des 20.Stockwerks, die leuchtend grüne und riesige Flagge des Verlags

wehen. Daneben hing eine inzwischen nostalgisch anmutende Leuchtreklame mit der immer mehr in Vergessenheit geratenen Botschaft an die Leser und Leserinnen der 1949 gegründeten Zeitung: „Köln hat den Blick“.

Mit seiner gezückten Mitarbeiterkarte kam Mond durch die gepanzerte Tür, vorbei am freundlich nickenden Pförtner, und betrat die Lobby, in der an den Wänden grelle Videowände in Kinogröße die neuesten Nachrichten aus aller Welt, Clips aus der Promi-Szene und die Top 10 der meistgeklickten Artikel des heutigen Tages zeigten. Helene Fischer räumte wieder gnadenlos ab. Ihr Dekolleté, das beim Stolpern auf einem Roten Teppich ungeahnte Einblicke erlaubt hatte, ließ mit weit über 100.000 Klicks die neuesten Transfer-Gerüchte beim 1.FC Köln alt aussehen. Die hatten gerade mal 30.000 Klicks, ein heftiger Zoff im Rathaus, der überall in den Zeitungen auf dem Titel war, landete immerhin noch unter den besten zehn, wenn auch heute nur mit schlappen 4.500 Klicks. Es war Monds letzte Geschichte, die die Online-Redaktion seit Tagen in veränderten Überschriften ausspielte, um sie immer wieder neu aussehen zu lassen.

Im Sekundentakt leuchtete penetrant in 3D-Optik und mit einem rauschenden Sound unterlegt auf einem hochkantigen Monitor Werbung auf. „Klick Blick! Klick Blick!“

Mond grüßte kurz einen deprimiert dreinschauenden Fotografen, der für alle überraschend, und für ihn besonders überraschend schnell in den Ruhestand geschickt wurde und ihm noch sarkastisch „Viel Glück, Alter! Hier sind nur noch Abrissbagger unterwegs!“ hinterher rief, als sich schon die Tür des gläsernen Fahrstuhls schloss. Da zwängten sich das aufgestylte Blondinen-Duo, das Mond eben noch in der U-Bahn gesehen, gerochen, genervt hatte, in den Lift.

„Zwanzigster müssen wa?“, fragte die eine mit schriller Stimme. „Yes, Baby! Zwanzigster!“, sagte die andere Kaugummi kauend und drückte mit ihren klackernden Fingernägeln auf den obersten Knopf. Die Tür schloss sich, Mond hielt den Atem an und der Aufzug schoss rasend schnell los.

KAPITEL 2: SANDMANN

Der Druck war enorm. Es knackte in den Ohren, die Türen öffneten sich, und wie zwei Models auf dem Laufsteg stolzierten die beiden jungen Frauen rechts den Gang herunter und folgten dem Hinweis „Plan B“. Mond, der dieses Schild noch nie gesehen hatte, stutzte kurz, ging den bekannten Weg nach links entlang und stand nun direkt vor dem Vorzimmer der Geschäftsführung. Eigentlich wollte er noch kurz auf der Dachterrasse eine Zigarette rauchen, es war erst fünf vor zwölf, doch die Schachtel war leer. Mond steckte sie genervt wieder in seine Tasche und trat ein.

Steffi Neumann, eine aufgebrezelte und piekfein angezogene Sekretärin, saß hinter ihrem Schreibtisch, hatte den Telefonhörer zwischen Ohr und Schulter eingeklemmt und sprach Anteilnahme heuchelnd mit einer Anruferin, die sich offenbar über irgendeine Überschrift aufregte, irgendetwas mit Sex und Blähungen.

Sie winkte Mond hektisch mit der linken Hand zu sich. Sie zog mit der rechten Hand einen Kaugummi aus ihrer Tasche, rümpfte ihre kleine Stupsnase und deckte kurz den Hörer zu. „Mannomann, hast du wieder eine Fahne! Aber tu’ mir einen Gefallen. Nimm dich zusammen“, zischte sie und reichte Mond den Kaugummi.

„Ich will nicht schon wieder den Notarzt rufen. Egal, was dir da drinnen gleich passiert. Versprochen? Dann kannst du jetzt reingehen.“

Mond war perplex. Was sollte ihm da drinnen schon passieren? Dennoch machte ihm die Warnung Angst. Schon wieder einen Notarzt rufen?

Offenbar waren Kollegen vor ihm zusammengeklappt. Klammer hatte sich ihren Ruf als Menschenschinderin und Cholerikerin hart erarbeitet. Keiner hielt sie lange aus. Und bis ein Sanitäter im Verlag, im Fahrstuhl und hier oben war...

Nein, das würde ihm nicht passieren. Auch wenn ihm der Weg zur offenen Tür des Chefbüros – oder Chefinbüros, wie es jetzt hieß – noch nie so lang vorgekommen war und er das Gefühl hatte, er würde gleich eine Stierkampfarena betreten, wo Reiter mit Lanzen und ein Torero mit tödlicher Klinge auf ihn warteten: Er würde auch diesen Kampf überstehen. Denn – es passierte zunächst gar nichts.

Es war totenstill und dank einer dröhnenden Klimaanlage eiskalt in dem Büro, das einen traumhaften Blick bot über die Stadt und auf den Dom, hinter dem der Rhein glitzerte. Doch Klammer bekam davon gar nichts mit. Sie schaute nicht raus, sie schaute nicht hoch, sie schaute Mond noch nicht einmal an. Das Abziehbild einer kaltherzigen Top-Managerin blieb regungslos hinter dem gewaltigen Schreibtisch sitzen, auf dem neben einem Monitor, einer kabellosen Tastatur und einem Handy nichts lag, was irgendwie nach Arbeit aussah.

„Mond ich mache es kurz. Sie waren mal unser bester Mann“, begann sie in einem eisigen Ton, löste den Blick vom Monitor und fixierte ihn nun durch ihre Hornbrille.

„Vielleicht auch mal unser liebster. Auf jeden Fall unser... teuerster... Journalist.“

Klammer verschränkte die Arme und ließ ihre Smartwatch aufleuchten. „Bis heute.“

Mond wurde schlecht. Er rang nach Luft und Fassung.

„Sie wissen ja: Die digitale Transformation ist nicht aufzuhalten. Dazu diese steigenden Rohstoffpreise, die Wirtschaftskrise, Papierknappheit, fallende Auflagen bei allen Zeitungen rund um die Welt...“, führte Klammer weiter aus.

Mond unterbrach sie direkt. „Wollten Sie es nicht kurz machen? Ich werde es schon überleben“, sagte er und hasste sich für den fast Mitleid heischenden Tonfall, der aus seinem Kaugummi-Mund kam.

„Überleben? Mond, es ist wie ein Naturgesetz. Es ist einfach der Lauf der Zeit“, sagte Klammer und faltete ihre Hände. „Es ist wie ... bei den Dinosauriern. Sie sind so gesehen ein Dino, Mond. Sie sterben aus.“

„Das kann schon sein. Aber nicht heute, Frau Klammer. Nicht heute.“

Mond ballte unbemerkt seine Fäuste. Das war mal ein Konter.

„Mond, verstehen Sie das nicht? Die alten schwerfälligen... Kreaturen... verschwanden, also mussten verschwinden, um neuen wunderbaren Geschöpfen Platz zu machen.“

Da platzte es aus Mond heraus: „Wunderbare Geschöpfe? Sie meinen diese verpickelten Copy-and-Paste-Pappnasen? Die sich freuen, wenn sie durch Instagram wischen? Und wenn wie neulich der wackelnde Hintern von Heidi Klum 250.000 Klicks bringt?“

Klammers professionell trainiertes Minenspiel zeigte plötzlich eine Regung. „Hat Heidis Hintern tatsächlich 250.000 gebracht? Das ist gut. Nein, das ist ja super. Das ist ja Spitze für unser Google-Ranking!“

„Ich meine ja nur, dass...“, wollte Mond weitersprechen, doch ein ganz leises von Klammer dahingehauchtes Zischen, das sich anhörte wie eine vorbeifahrende Lok, gepaart mit einem leichten Kopfschütteln, unterbrach Mond und ließ ihn verstummen.

Klammer klickte kurz mit der Maus und schaute aus dem Augenwinkel auf ihren Monitor. „Ihre letzte Geschichte über diesen Skandal bei den Stadtwerken, dieser Klüngel um Posten und Parteien und den Neubau eines Verwaltungsgebäudes...“

„...das hat einiges bewegt!“, merkte Mond nicht ohne Stolz an.

„Uns aber nicht. Das brachte nicht mal 10.000 Klicks!“, blaffte Klammer. „Und dafür hatten Sie drei Wochen lang, ich wiederhole: drei Wochen lang recherchiert!“

„Rekordzeit für so ein Ding, das dank dpa bundesweit Schlagzeilen machte“, sagte Mond überzeugt.

„Mond, kapierten Sie’s nicht? Drei Minuten Aufwand für Heidi und 250.000 Klicks. Drei Wochen für 10.000. Macht’s da bei Ihnen nicht Klick?“

Klammer klopfte sich mit dem Zeigefinger an den Kopf, als ob sie auf ein Tablet hämmern würde. Und schaute Mond mit großen Augen an.

„Sie kapierten es nicht, oder? Ja, Sie waren Reporter, Journalist. Ein Vertreter der sogenannten... vierten Gewalt“, sagte sie und zog die letzten beiden Worte ironisch in die Länge. „Ja, neben der berühmten Exekutive, Legislative und Judikative sollen die Medien über das, was die Regierung so veranstaltet, informieren und sie ebenso kontrollieren...“

Mond hörte perplex zu, wie Klammer einen kleinen politischen Vortrag starten wollte, und fiel ihr ins Wort. „Aber das ist doch heutzutage so wichtig wie nie zuvor!“, brach es aus Mond heraus. „Bei dem ganzen Chaos, was da draußen herrscht.“

„Aber Sie vergessen die neue fünfte Gewalt, Mond. Die sozialen Netzwerke. Die zig Millionen User, äh Usenden da draußen“, sagte Klammer und streckte bedeutungsschwer den Arm Richtung Fenster aus. Über Köln hingen dicke graue Wolken.

„Wir müssen diese neuen Lesenden zu Wort kommen lassen, ihren Hass, ihre Feindseligkeit, ihren Ekel. Wir müssen sie hegen und pflegen, für sie da sein, sie immer wieder füttern, Tag und Nacht. Ihnen den Spiegel vorhalten, damit sie sich bei uns wiederfinden und uns folgen. Diese anonymen destruktiven Gefühlsausbrüche, ja, ich finde sie auch oft widerwärtig, aber sie bringen uns Klicks, Unmengen an Klicks und damit Geld in die Kasse, Mond. Nicht Ihr Geschreibsel über ein langweiliges Bauvorhaben, das von diesen Hobbypolitikern heute im Rat diskutiert wird und morgen wieder vergessen ist.“

Einige Sekunden der Stille vergingen. Mond hörte nur noch das Rauschen der Klimaanlage.

Klammer hob die Augenbrauen. „Wir brauchen täglich fünf Millionen Klicks, damit der Laden läuft. Also etwa 20 Mal Heidis verdammter, knackiger Hintern. 20 Mal! Ja, es sind neue Zeiten, Mond. Und wer nicht mit der Zeit geht...“ „...der geht mit der Zeit, ich weiß“, zischte Mond genervt und rutschte auf seinem Stuhl immer unruhiger hin und her.

„Aber bitte! Bitte tun Sie mir das nicht an. Ich bin Reporter. Ich bin ein Zeitungsmann mit Herz und Blut. Seit mehr als 30 Jahren. Versetzen Sie mich nicht zu diesen Klick-Fritzen! Bitte!“

Mond biss sich auf die Zunge. Hatte er eben wirklich seine Chefin angebettelt und sein Schicksal ganz in ihre Hände gegeben? Jetzt saß er in der Falle.

Stumm stand Klammer auf und ging zu einem glänzend schwarzen Aktenschrank hinüber. Darauf stand ein goldgerahmtes Foto, das sie mit Vize-Kanzler Olaf Scholz zeigte. Klammer öffnete eine Schublade und zog eine Flasche Whiskey und zwei Gläser heraus. Sie drehte sich um und lächelte Mond süffisant an. Klammer stellte die zwei Gläser direkt vor Mond

auf den Schreibtisch und schenkte den gold-braunen Schnaps ein. Dabei zitterte und verschüttete Klammer ein paar Spritzer Whiskey, was Mond verwunderte, passte das doch gar nicht zu ihrem eiskalten Pokerface.

Mond stieg der ihm viel zu wohlbekannte Duft in die Nase. Sein Puls stieg an. Er nahm seinen Kaugummi aus dem Mund, steckte ihn in die leere Zigarettenschachtel und war plötzlich hoffnungsvoll.

„Keine Sorge, Mond. Sie werden beim neuen Klick-den-Blick nicht arbeiten. Sie werden damit nichts zu tun haben, mit dieser ganzen modernen Welt“, sagte Klammer, drückte Mond ein Glas in die Hand und stieß mit ihm an. „Sie doch nicht.“

„Nicht?“ Mond trank einen, dann zwei große Schlucke, ja das Glas war schon fast leer, als ihn warme Wellen durchliefen und er unter seiner Stirn ein leichtes Kribbeln fühlte. Erleichtert und entspannt wollte er weitersprechen. „Na, dann ist ja...“

Doch er kam nicht weit. „Nein!“ schrie Klammer und knallte ihr Glas auf den Tisch. „Nein!“, schrie sie noch einmal, nahm Mond sein Glas ab und knallte es ebenfalls auf den Tisch. Dann zischte sie sadistisch leise: „Sie sind entlassen!“ Sie schaute ihn gespielt mitleidvoll an. „Tut mir leid. Sie sind raus, gefeuert, gekündigt – nennen Sie es, wie Sie’s wollen. Das war’s.“

Mond schossen Schweißperlen auf die Stirn, und kalte Schauer liefen über seinen Rücken. Er fühlte, wie er innerlich zusammensackte. Er hatte in den letzten zehn, fünfzehn Jahren über ungezählte Entlassungen und Stellenstreichungen – oder „Personalanpassungen“, wie man es jetzt nannte – berichtet. Jetzt hatte es ihn selbst erwischt.

Wie ekelhaft sich das anfühlte, hatte er niemals ermessen können. Klammer sagte gefühllos: „Die alte Printredaktion wird komplett aufgelöst. Texte auf Seiten kopieren – das übernimmt jetzt unsere neue Agentur. Junge, ehrgeizige... und...“, Klammer flüsterte mit einem hämischen Lächeln, „und wirklich billige Leute!“

Mond hob die Augenbrauen: „Plan B?“

„Sie haben schon Bekanntschaft gemacht? Ja, diese jungen Bienchen schwirren hier schon überall rum, werden aber überwiegend schön im Homeoffice arbeiten. Spart mir jede Menge Geld für Miete, Mond“, sagte Klammer und wedelte mit dem Zeigefinger durch die Luft. „Und wissen Sie was, Mond? Die Zeitung sieht nicht viel schlechter aus! Zusätzlich werden wir die Auflage ab Januar stark zurückfahren, um Papier- und Vertriebskosten zu sparen. Aber dafür kräftig den Preis erhöhen. Die gedruckte Zeitung zu lesen muss zum Genuss werden. Und Genuss kostet eben.“

„Klingt nach einem genialen Plan“, sagte Mond sarkastisch und merkte, dass er Klammer damit gereizt hatte. Sie fixierte ihn nun mit ihren eiskalten Augen.

„Aber das alles hat Sie nicht mehr zu interessieren. Wir kündigen allen Printkollegen betriebsbedingt, damit alle...“, sie hielt kurz inne und schien diese kleine Kunstpause zu genießen, „damit auch wirklich alle ehemaligen Kolleginnen und Kollegen direkt Anspruch auf ALG 1 haben. Trotz der üppigen Abfindungen, die wir bereit sind, auch in diesen schweren Zeit noch zu zahlen“, sagte Klammer nun in einem melodramatischen Tonfall.

Mond vergrub sein Gesicht in den Händen. Wieder vergingen Sekunden der Stille. Er hörte das Rauschen der Klimaanlage, das plötzlich laut in seinen Ohren dröhnte.

„Ich weiß, das muss man erst einmal verkraften“, sagte Klammer mit unbewegter Miene. „Am besten ganz allein, ganz für sich. Deshalb gehen Sie jetzt. Bitte!“

Klammer schritt zur Tür und riss sie auf. Mond saß immer noch wie erstarrt in seinem Stuhl. „Und wenn Sie klagen wollen – dann kommt Ihr kleines großes Alkoholproblem zur

Sprache. Davon weiß hier doch jeder! Oder nicht, Steffi?“ Klammer schaute demonstrativ aus der Tür zu ihrer Sekretärin. Der blieb nichts anderes übrig, was auch Mond nachvollziehen konnte, als die Drohung brav zu bestätigen: „Ja, meine Chefin!“

Als Klammer sah, dass Mond sich keinen Zentimeter aus dem Stuhl bewegt hatte, knallte sie wieder die Tür zu, ging nun fast bedrohlich auf ihn zu und baute sich vor ihm auf. „Wollen Sie das? Wollen Sie, dass jeder von Ihrer Sucht erfährt? Jeder Kollege, jeder Nachbar, jeder Freund Ihrer Familie? Wohl eher nicht, oder?“

Klammer blickte herablassend auf Mond. „Wie ist, nein, wie war hier Ihr Spitzname: Voll-Mond?“ Sie konnte sich ein fieses Grinsen nicht verkneifen. Um die Demütigung zu vollenden, legte sie Mond nun freundschaftlich eine Hand auf die Schulter und drückte leicht zu. „Ich habe das mit Ihrer Frau gehört. Sie hat Sie verlassen. Samt Ihrer Tochter. Sie haben echt eine Pechsträhne.“

Fast kumpelhaft beugte sie sich jetzt auch noch zu Mond hinab. „Also, mein lieber Mond, was wollen Sie jetzt tun?“

Mond starrte ihr direkt in die Augen. Und plötzlich wusste er nicht, wie ihm geschah, die Worte und Sätze sprudelten aus ihm heraus, mit einer Überzeugung, einem Selbstbewusstsein und einer Betonung, die ihn selbst verblüfften.

„Ich bin Zeitungsreporter. Ich werde eine große Geschichte machen. Ich werde eine bedeutende und exklusive Reportage schreiben. Gedruckt auf Papier. In Millionen-Auflage. Ich werde eine Story schreiben, über die die ganze Welt spricht. Die jeder haben will. Die sich jeder kaufen will. Die jeder besitzen will. Die jeder in der Hand halten will. In der Hand. Auf raschelndem, duftendem Zeitungspapier. Und die deshalb online... niemals, niemals erscheinen wird.“

Klammer wich sprachlos zurück und taumelte gegen ihren Schreibtisch. Ein böartiger, hysterischer Lachanfall schüttelte ihren Körper. Sie hustete und keuchte immer stärker, ihr eigentlich so blasses und blutleeres Gesicht wurde puterrot. Ihre Augen quollen heraus, als sie röchelte: „Mond, Sie... Sie sind ein Träumer, ein Idiot!“

Nach Luft ringend wollte sie noch schnell einen Knopf ihrer seidenen Bluse lösen und sich auf dem Schreibtisch abstützen, als ihre Hand auf dem verschütteten Whiskey abrutschte und sie mit dem Kinn auf die Platte knallte. Ihr Körper, schlagartig ohnmächtig, sank auf den Teppichboden.

Mond schaute einfach nur zu, wie seine Chefin da vor ihm lag. Er stand auf, atmete tief ein und aus und schenkte sich einen letzten Whiskey nach. Er genoss die Stille und blickte über Köln bis zur Hohenzollernbrücke, auf der ein ICE langsam aus Deutz an dem von Liebesschlössern funkelnden Zaun vorbei Richtung Hauptbahnhof rollte.

„Na, wer ist jetzt der Idiot? Was sagen wohl die User über eine sadistische Karrierefrau, die beim Schnaps trinken im Büro zusammengeknackt ist? Ich schätze, nichts Gutes.“

Mond lächelte, trank sein Glas in einem Zug aus und stellte es wieder in den Aktenschrank. Dann öffnete er die Tür und ging entspannt an der Sekretärin vorbei.

„Die Abfindung kommt wie bei allen anderen automatisch mit der nächsten Gehaltszahlung in ein paar Tagen“, sagte Steffi Neumann fast gelangweilt, ohne Mond anzublicken. „Es ist aber nicht allzu viel. Du weißt ja...“

Mond fuhr ihr ins Wort. „Ich weiß, ich weiß. Je älter man ist, desto weniger gibt's von der Firma, desto kleiner ist die Abfindung. Weil man ja der Rente von Vater Staat immer näher kommt. Ein eiskaltes Spielchen.“ „Bei dir sind das...“ Sie schaute kurz in eine Excel-Tabelle: „Das sind 50..., nein knapp 40.000 Euro. Brutto. Schönes Sümmchen. Aber nicht alles versaufen, Baby!“

Mond schmiss ihr seinen Mitarbeiterausweis auf die Tastatur, trat hinter ihren Schreibtisch und beugte sich zu ihr herab. Er wusste, dass sie nun deutlich seinen Atem spürte, und der Blick in ihren Augen, der zunächst etwas überrumpelt und ängstlich erschien, wich dem Verlangen, ihn zu verschlingen. Monds Kinn, von schwarzen und grauen Bartstoppeln gezeichnet, und sein Mund, vom Whiskey noch feucht, waren nur noch Zentimeter von ihren grell geschminkten Lippen entfernt.

„Wenn du dich mal nützlich machen willst“, hauchte er im scharfen Ton und merkte dabei, wie sie mit ihren Händen schon ihren Rock hochschieben wollte, „dann ruf jetzt schnell einen Krankenwagen. Klammer ist k.o., Baby! Sie hat wohl einen über den Durst getrunken.“



Szenenwechsel.

Grelle Laternen erhellten das abendliche Baufeld. Arbeiter stapften durch die Grube, zäunten das Areal ein und legten den Standort des zweiten Krans fest, der hier in wenigen Tagen errichtet werden sollte.

Eine blondgelockte Frau mit kantigen Gesichtszügen saß im Cockpit eines Baggers und ließ im Scheinwerferlicht die mächtigen Schaufelzähne immer tiefer ins Erdreich graben, füllte die Schaufel mit Sand, Steinen und alten Wurzeln, fuhr sie hoch und kippte sie über dem geöffneten Container eines zum Abtransport bereitstehenden Lasters aus.

Jürgen, der Brummifahrer, stand auf einer Leiter und schaute in den Container, der sich immer weiter füllte. Jede Fuhre musste er genau beobachten. „Als ob hier irgendwelche römischen Funde zu erwarten sind“, sagte er genervt und steckte sich eine Zigarette an. „Nachher noch was vor, Mona?“, schrie er der Baggerfahrerin zu, als diese erneut eine große Fuhre Erde auskippte und für einen Augenblick Ruhe war.

„Ist schon gleich 21 Uhr. Schicht im Schacht!“, rief sie. Jürgen kratzte sich an seinem dicken Bauch, der sich weit über die zerschlissene Arbeitshose wölbte und grinste sie an. „Ich dachte, ich könnte hier auch mal etwas... baggern...“ Mona lachte nur laut auf, fuhr den Arm des Baggers aus und schwenkte die Schaufel rasant über den Container Richtung Führerhaus. Nur einen halben Meter vor Jürgens erschrockenem Gesicht stoppte das stählerne Ungetüm. Mona ließ gekonnt die Schaufelzähne bedrohlich auf und ab schnellen.

„Unterschätze niemals eine Frau mit einem Bagger“, rief sie ihm zu. „Sonst komme ich nachher bei dir vorbeigerollt und klopfe mal im ersten Stock am Fenster deiner Frau an!“

„Schon gut, schon gut. Mach endlich den Container voll“, fluchte Jürgen und ärgerte sich, dass seine Zigarette durch Monas Imponiergehabe aus seinem Mund in den Container gefallen war.

Als er sich über den Rand beugte und den Glimmstängel entdeckte, sah er im fahlen Licht zwei kleine zerrissene Sportschuhe und einen Würfel auf der Sandspitze liegen. „Was zur Hölle ist das denn?“

„Platz da!“, schrie Mona, und Jürgen wich erschrocken zurück. Knapp über seinem Kopf rauschte wieder die gut 300 Kilo schwere Schaufel vorbei und ließ erneut einen großen Haufen Sand in den Container fallen.

„So, Schicht im Schacht. Abfahrt und Feierabend!“, rief Mona. „Da war... da war... da war etwas“, stotterte Jürgen.

„Was auch immer – es kam zu spät“, sagte Mona schnippisch, sprang aus dem Cockpit und schloss den Bagger ab. Mürrisch kletterte Jürgen in sein Cockpit und startete den dröhnenden Motor.

Als er Gas gab und der Laster über die Rampe aus der Grube gerollt kam und auf den Baustellenweg einbog, trat er erschrocken sofort wieder auf die Bremse. Direkt vor seine Motorhaube war irgendetwas.

Jürgen beugte sich vor, um zu sehen, welcher Arbeiter da einfach auf die Fahrspur getreten war. Er wollte schon laut aus dem geöffneten Fenster schreien, als er im Scheinwerferlicht schemenhaft einen kleinen Jungen wahrnahm. Ja, es war ein kleiner Junge, der ihn mit blassem Gesicht und kalten Augen anstarrte.

„Ein Kind, ich hätte fast ein Kind überfahren!“, schrie Jürgen wütend und schlug die Hände vors Gesicht. „Was macht denn nachts ein Kind auf einer Baustelle!“

Als er aussteigen wollte, um den Jungen zu seinen Eltern zu bringen und ihnen einen Vortrag über Aufsichtspflichten zu halten, wie er es schon auf einigen anderen Baustellen getan hatte, war die kleine Gestalt verschwunden.

Jürgen hangelte sich aus dem Cockpit und lief vor die Motorhaube. Verwundert schaute er sich schnell in alle Richtungen um, auch unter seinen Brummi. Doch von dem Kind war nichts mehr zu sehen. Kopfschüttelnd kletterte er wieder auf seinen Sitz.

„Mannomann, was war das denn? Was war das denn?“ schrie er über das Lenkrad hinweg und ließ den Motor aufheulen. Jürgen wischte sich den Schweiß von der Stirn. Als er kräftig Gas gab und nach rechts abbiegen wollte und den Kopf drehte, brüllte er laut auf.

Im Schatten des Cockpits starrten ihn zwei funkelnde Augen an. Er erkannte ein altes zerfurchtes Gesicht und lange weiße strohige Haare. Ein ekelhafter Gestank drang in seine Nase. Angst durchzuckte seinen Körper, unheimliche Angst, wie er sie noch nie erlebt hatte. Sein Herz dröhnte, sein Körper zitterte, sein Fuß bebte und verkrampfte und drückte plötzlich mit aller Wucht auf das Gaspedal.

Der Motor heulte ohrenbetäubend auf und zog die Aufmerksamkeit der anderen Bauarbeiter, die am Container standen, um ihre Helme und Stiefel abzugeben, auf sich. Sie sahen nur noch, wie das stählerne Ungetüm schlingernd davonraste. Leute sprangen schreiend auf der Baustelle zur Seite, andere rannten laut rufend hinterher. Dann bog der Laster plötzlich mit Vollgas schräg nach rechts ab und raste rumpelnd in das Neubaugebiet.

„Was zur Hölle...“ wütete Mond, der vom Lärm und den wild aufblitzenden Lichtern der Baustelle vor seiner Haustür aus einem komatösen Zustand gerissen wurde. Er stapfte in der Dunkelheit durch jede Menge Müll aus alten Zeitungen, Pizzaschachteln, Bierdosen und Whiskyflaschen, die sich um sein Bett gesammelt hatten, zum Fenster. Was er da sah, ließ ihn erstarren.

Ein rumpelnder Kipplaster schoss mit grellen Scheinwerfern und mit einem großen Sandhaufen beladen auf sein Haus zu. Reflexartig schnellten bei Mond die Fäuste zur Abwehr nach oben und sein Blick verschärfte sich, als der Brummi mit einem großen Knall an seiner neuen Garage hängenblieb, dabei eine Wand einriss, das Tor zerfetzte und ein dicker Körper samt zersplitterter Frontscheibe in seinen Vorgarten flog.

Im Bruchteil einer Sekunde wurde die Leiche mit haufenweise Sand bedeckt, der durch den Crash wie eine große Welle über das Wrack geschwappt kam. Ängstlich und schwer atmend schaute Mond durch seine Fäuste auf das unfassbare Chaos. Dann gab es einen Knall, und die Motorhaube fing an, lichterloh zu brennen. Ungläubig sah er nun hinter der Flammenwand ein kleines Männchen, das affenartig auf den Kipplaster kletterte und in den Sand sprang.

Mond traute seinen Augen nicht. Zuerst buddelte das seltsame Wesen mit seinen kleinen Händen in der Erde, dann immer stärker und immer tiefer. Schließlich war der Kopf

verschwunden, dann der Oberkörper, am Ende sah Mond nur noch zappelnde nackte Füße herausragen.

Mond konnte sich nicht mehr auf den Beinen halten, taumelte zurück an seinem Bett vorbei gegen den Schreibtisch, hielt sich an der Flasche Whisky fest, nahm mit zitternden Händen Schluck für Schluck, immer mehr und immer schneller. Als er langsam wieder ans Fenster trat und die Augen öffnete, sah er, wie die Gestalt, von Kopf bis Fuß mit Sand bedeckt, einen kleinen Schuh Richtung Nachthimmel streckte.

„Begonnen! Es hat begonnen! Begonnen!“

Das kleine Sandmännchen tanzte im glutroten Licht der Flammen wie von Sinnen durch den Container, während im Hintergrund ein Schwarm von Bauarbeitern aufgereggt durcheinanderlief und nach Hilfe und Feuerwehr rief. Mond spürte, dass seine Augen müde wurden und brannten, als ob ihm jemand Sand hinein gestreut hätte. Er setzte sich auf sein Bett und fiel nach hinten.



Szenenwechsel.

Mond erwachte gegen sieben Uhr früh mit entsetzlichen Kopfschmerzen. Flashbacks von dem lichterloh brennenden Laster und dem gruseligen Sandmännchen schossen durch seinen brummenden Schädel. Er fragte sich noch, was letzte Nacht passiert oder ob alles nur ein entsetzlicher Alptraum gewesen war, als er erneut vor seinem Haus Lärm von Bauarbeitern hörte.

Ohrenbetäubend wüteten Presslufthammer, Laster piepten im Rückwärtsgang, und das alles übertönte das Geschrei eines Mannes, der anderen Arbeitern offenbar Anweisung gab.

„Davay Davay! Semi! Davay Davay! Semi! Semi!“ rief der Mann immer wieder. Mond, dessen verschollener Vater Russisch gesprochen und ihm nicht viel mehr hinterlassen hatte als ein paar Brocken dieser wegen Putin immer unbeliebteren Fremdsprache, verstand, dass hier ganz schnell gearbeitet werden sollte, weil die Familien... ja was nun? Sonst irgendetwas mitbekommen? Oder nicht mitbekommen sollten?

Mond hob den Kopf, als ein stechender Schmerz ihn wieder auf das Kissen streckte. Er drehte sich auf die Seite und vergrub seinen Schädel tief in den Federn, um das Gebrüll unter seinem Fenster nicht mehr zu hören.

Er wollte sich gerade gedanklich entspannen, diese kleine Yoga-Übung zumindest einmal wieder versuchen, sich eine ruhige Landschaft mit einem kleinen Fluss vorzustellen, an dem er ganz alleine stehen würde. Vor ihm lagen Wiesen, Wälder und Berge, rechts der Blick in ein unendlich weites Tal. Er wollte nun in Gedanken seine Probleme auf kleine Zettel schreiben und anschließend zerknüllen und in den Fluss werfen. Er wusste: Sobald er sah, dass die Zettel mit seinen Problemen davonschwammen, fühlte er sich leichter und befreit. Doch das ganze Bild, das er sich in Gedanken mühsam aufgebaut und ausgemalt hatte, implodierte und wurde zu einem Nichts. Sein Handy klingelte und riss ihn aus dem Schlummerland. Ali rief an.

„Hey Peter, Moin Moin! Schon wach? Ich habe mich mal umgehört und alle großen und kleinen Job-Portale durchforstet. Es gibt ja derzeit freie Stellen ohne Ende...“ legte sein Kumpel los, der bei einer Versicherung als Personalreferent arbeitete und sich offenbar jede Menge Gedanken um Mond's verpfuschte Karriere machte.

„Ali? Oh Ali. Bei mir geht grade gar nichts...“ stöhnte Mond. „Hey, trink doch wie üblich gleich mal ein, zwei Konterbier am Morgen, wenn du heute nichts Weltbewegendes tun musst, aber hör mir erst mal zu“, entgegnete sein Kumpel.

„Du bist zwar alt und wurdest gefeuert und hast tausend andere Probleme, aber das ist heutzutage kein Beinbruch. Du darfst jetzt nur nicht stehen bleiben oder in ein Loch fallen. Du musst weiter. Immer weiter, wie Olli Kahn vor 20 Jahren sagte.“

„Als Kahn das sagte, war er schon lange Held und Millionär“, säuselte Mond. „Ich habe keinen Job und keine Familie mehr, und einen Arsch voller Schulden!“

Ali seufzte. „Ja, das mit dem teuren Haus, den gestiegenen Kreditzinsen und dem Unterhalt und den horrenden Energiekosten mit allem drum und dran ist echt eine Herausforderung. Und genau deshalb musst du Gas geben und weiterkämpfen.“

Ali setzte noch einen drauf. „Du bist doch keiner, der sich verkriecht!“ Mond atmete schwer und hörte einfach nur zu. Wer war dieser Typ eigentlich? Sein Personal-Trainer? Sein Mental-Coach? Sein Drill-Instructor? Auf jeden Fall spielte er jetzt nebenberuflich Head-Hunter.

„Du bist doch Mond. Der Peter Mond. Der Star-Reporter. Der Großwildjäger! Der Streiter für die Wahrheit und das Gute.“

Mond schüttelte den Kopf. Teils vor Rührung über so viel Anteilnahme, teils vor Verlegenheit.

„Mond, ich habe zwei Termine für dich klargemacht. Bei zwei Online-Portalen, die immer gute Leute suchen... Und mir nebenbei etwas schulden, weil ich denen jede Menge Werbung für unsere Versicherung zuschustern lasse.“

„Bei Online-Portalen? Klickst, äh tickst du noch ganz richtig? Das ist nicht mein Journalismus. Das ist nicht meine Welt!“ Mond wurde langsam sauer. Doch sein Kumpel ging einfach drüber hinweg.

„Mond, du bist leider zu alt und zu teuer, um als Printfritze bei anderen Verlagen unterzukommen. Außerdem stellt eh keiner mehr ein. Eher wird der Betrieb eingestellt, das weißt du doch selbst. Du hast das Pferd geritten, bis es nicht mehr ging.“

Mond kratzte sich am Kopf. Verdammt, sein Rausschmiss war erst ein paar Tage her. Aber Ali hatte Recht. Leider. Er war ein Dino. Und fühlte sich auch so. Schwer, alt und von der neuen Welt vergessen.

„Aber du musst wieder in Schwung, in Arbeit, unter Leute kommen“, fuhr Ali fort. „Montag, das kann sich ja Herr Mond gut merken, 11 Uhr – und an einem anderen Tag um 12 Uhr. Die Adressen und Ansprechpartner schicke dir per WhatsApp.“

Ali legte einfach auf, so wie es seine Art war. Ein Dankeschön wollte er nicht hören. Die reine Freundschaft zu Mond war für den Mann, der einmal wegen seiner türkischen Herkunft aus der Personalabteilung einer Bank gemobbt werden sollte, genug. Mond berichtete damals über den Fall, der anfänglich als Einzelfall schon Schlagzeilen machte und sich dann durch weitere Betroffene, die sich nach und nach bei ihm meldeten, zu einem bundesweiten Rassismus-Skandal bei der alteingesessenen Privatbank entwickelte. Als das Gericht Alis Arbeitgeber zu einem spektakulär hohen Schmerzensgeld verdonnerte und verfügte, dass Ali wieder eingestellt werden müsse, etwa bei der zum Konzern gehörenden Versicherung, war klar: Irgendwann wäscht eine Hand mal die andere. Und jetzt war es soweit. Gerade als Mond die Augen schloss und sich etwas beruhigter auf dem Bett ausstreckte, klingelte wieder das Telefon.

„Ja, Ali, ich trinke jetzt gleich mein Konterbier und dann werde ich...“

„Was wirst du? Jetzt schon ein Bier trinken?“

Er kannte diese giftige Stimme. Und das war nicht Ali, wie er dachte. Es war Natja. Seine Frau. Oder Ex-Frau?

„Gott, ich könnte kotzen! Wo bist du? Wie bist du wieder drauf? Was machst du? Hast du es etwa schon wieder vergessen? Es ist bald so weit!“

KAPITEL 3: BIG WINDOW

Mond setzte sich auf die Bettkante und vergrub sein Gesicht in seinen Händen. „Oh nein... nein... ich habe es nicht vergessen. Aber ich glaube... ich schaff es nicht. Ich bin hier... beschäftigt. Es tut mir leid, aber...“ „Bist du jetzt wirklich irre? Dass du wegen deiner obskuren Ideen rund um diese beschissene verdammte Elf deinen Job verloren hast, dass du dein halbes Leben versäufst, dass unsere Ehe fast im Eimer ist, weil du ...“ Während plötzlich im Dachgeschoss seines Hauses ein seltsames Poltern zu hören war und Mond kurz ablenkte, wollte er das Feuerwerk an Attacken, das typisch für seine impulsive Frau war, schnell unterbrechen. Doch er kam nicht weit. „Den Job habe ich nicht mehr, weil...“ „Merkst du es nicht? Deine Jagd auf dieses vermeintliche Phänomen, auf dieses Gespenst, verpfuscht dir dein ganzes Leben! Und du hast nur ein Leben! Und eine Tochter!“ Mond duckte sich nach links und rechts, als ob er im Ring wäre und den heranfliegenden Fäusten ausweichen würde. Dann war er am Zug.

„Wie alt wird Melody?“ „Was soll das denn jetzt wieder?“, sagte Natja entrüstet. „Wie alt wird Melody?“ „Ja, sie wird jetzt elf. Aber das ist doch nur purer Zufall! Du hast Verfolgungswahn. Du bist paranoid! Du bist kein Einstein, kein Indiana Jones. Du bist einfach nur ein alter gefeuerter Reporter mit einer Scheiß-Idee im Kopf!“

Mond ließ auch diese Beleidigungen abperlen und fragte weiter, in ruhigem Ton. „Wie viele Metastasen hatte unser Lieblingsbäcker im Kopf, als er starb? Und wie lange sind wir jetzt verheiratet?“ „Ja, elf. Elf. Elf. Elf verdammte Jahre. Aber lass mich in Ruhe mit dieser Scheiss-Elf! Organisier endlich Melodys Geburtstagsparty. Sie will leider, also sie will, dass du es tust. Mach es! Sonst siehst du uns nie wieder!“

Das unheimliche Poltern, das irgendwo aus dem Dachgeschoss kam, wurde immer lauter und lauter. Mond schaute irritiert Richtung Decke. Was war denn hier bloß los?

„Ach so: Eine Sache mit dieser verdammten Elf kann ich auch beisteuern!“, ergänzte Natja noch schnippisch. „Von deiner Abfindung, die uns überwiesen wurde, wahrscheinlich hast du ja keinen Überblick über unser Konto, Geld hat ja nie interessiert, bleiben nach Abzug aller Steuern erstmal 22.000 Euro übrig.“

Klar, seine Frau als ehemalige Steuerfachangestellte kannte sich da bestens aus. „Also 11.000 Euro netto für jeden. Die behalte ich erst mal ein. Wer weiß, wann du wieder zu Geld kommst!“

Klick – Natja legte auf. Mond hielt entsetzt das stumme Smartphone in der Hand. „Elf, elf, elf...“ murmelte er immer wieder. Er ging zum Schreibtisch, setzte sich, griff zu seinem dicken schwarzen Notizbuch und wischte mit dem Finger schnell durch die ersten

vollgeschriebenen Seiten. Er nahm ein altes Diktiergerät aus einer Schublade, legte eine kleine Kassette ein und drückte auf Aufnahme.

„Die ... Magie der Elf“, sprach Mond verheißungsvoll in das Mikro. „Das neue... Das erste Buch von Peter Mond.“ Dann legte er los. „Okay, als im Juni 2021 die Eishockey-WM startete, stand Deutschland nach elf Jahren mal wieder im Halbfinale.“ Mond stoppte kurz das Band, griff nach der Whisky-Flasche und goss sich einen Schluck ein. Er trank hastig, hustete und röchelte. Dann drückte er wieder auf Aufnahme. „Die Europameisterschaft vom 11. Juni bis 11. Juli 2021 ist nicht so ungewöhnlich – das passiert in diesem Zeitraum fast alle zwei Jahre.“

Dass das Turnier an elf Standorten in elf Arenen ausgetragen wird – das aber schon...“ Mond blickte wieder auf seine Notizen. „Dass die Italiener elf Spiele in Folge zu Null gewannen, bevor sie dann im Achtelfinalkrimi knapp gegen Österreich siegten – okay. Dass dabei elf Millionen Zuschauer vor der Glotze saßen – alles Zufall?“ Mond blätterte noch mal durch die Seiten, steckte sich eine Zigarette an und ging dann zum Fenster, während er weiter ins Mikro sprach. „Die Verlegung der Europameisterschaft um ein Jahr auf 2021 wegen Corona kostete München elf Millionen Euro. Dass es aber auch elf Eigentore gab, mehr als bei allen Turnieren zuvor – ist das Zufall? Dass Toni Kroos aus der DFB-Elf zurücktrat – nach elf Jahren im Team – ist das Zufall? Und dass das letzte Pflichtspiel zwischen England und Deutschland bei der WM 2010 war – ebenfalls im Achtelfinale: Das war elf Jahre her. Ist auch das alles Zufall?“

Mond trank nervös das Glas aus. Wieder kam dieses Poltern aus seinem Dachgeschoss. Es war, als ob ein Kind wild herumrennt, stehen bleibt und wieder losrennt. Auf ein Doppelstockbett klettert – und herabspringt. Unablässig. Mond hielt es nicht mehr aus.

„Ruhe! Ruhe! Ruhe!“ schrie er immer wieder. „Was ist das für ein Lärm? Diese verdammten Kinder! Jetzt reicht's aber...“

Mond sprang in seine Schlappen, eilte die Treppe hinab und öffnete schnell die Haustür, um beim Nachbarn zu klingeln.

„Guten Morgen!“ Mond erschrak, weil ein fremder Mann direkt vor seiner Tür stand und ihn so laut und direkt ansprach. Ein älterer Herr, graumeliert, braungebrannt und mit feinen Gesichtszügen. Er trug ein blütenweißes Hemd, darüber eine Warnweste und einen gelben Helm. Seine piekfeine Anzughose steckte in dreckigen Gummistiefeln.

Der Mann trat auf Mond zu, der ihn perplex anstarrte. „Leonhard mein Name. Louis-Ferdinand Leonhard. Mein lieber Herr Mond, wir möchten uns für das gestrige Malheur hier vor Ihrer Haustür ganz herzlich entschuldigen und haben alles unternommen, um den Zustand Ihrer wunderschönen Immobilie wieder herzustellen.“

Mond verstand auf Anhieb gar nicht, was er da sagte, doch als der Mann Richtung Garage deutete, kamen alle grauenhaften Erinnerungen wieder hoch. Von dem Laster, der letzte Nacht gegen sein Haus gekracht war, von dem Unfall, dem Toten, dem Feuer und dem Chaos. Von alldem war nichts, aber auch gar nichts mehr zu sehen. Es war wie ein Alptraum, der nach und nach verblasste und verschwand, je mehr man wieder zu sich kam.

Jetzt sah Mond wieder klar. Eine nagelneue Garage stand nun neben seinem Haus. Die Hauswände waren bis unters Dach neu gestrichen. Die Zufahrt war mit neuen Steinen verlegt. Ein wunderschöner kleiner Baum, der den vom Lkw umgemähten Ahorn ersetzte, schmückte seinen Vorgarten, drumherum lag feinster Rollrasen.

„Wir hoffen, mit dieser kleinen Aufmerksamkeit den ganzen Trubel zu entschuldigen.“

Bevor Mond etwas sagen konnte, drückte ihm der Mann einen runden Knopf in die Hand, der an einem goldenen Schlüsselanhänger hing. Ein geschwungenes goldenes „L“ war dort auf blauem Grund eingefasst.

„Das L steht für Leonhard. Leonhard Immobilien. Louis-Ferdinand Leonhard, das bin ich. Ich bin hier der Bauherr für die ganze Siedlung und alle neuen Felder“, sagte der Mann und lächelte Mond an. „Schauen Sie: Mit diesem Signalknopf können Sie Ihre Garage nun ferngesteuert und ganz automatisch öffnen. Eine echte Sonderausstattung.“ Mond drückte einmal kurz auf den Knopf, und das Tor rollte nach oben. Innen war die Garage sogar sauberer als zuvor bei der offiziellen Übergabe.

„Wir hoffen, dass wir uns darauf verlassen können, dass die ganze Angelegenheit diskret und unter uns bleibt“, sagte der Mann und nahm Mond kurz den Schlüssel ab. „Auch die Polizei hat den Vorfall als Unfall abgehakt.“

„Den Vorfall als Unfall abgehakt...“, wiederholte Mond und schaute ihn kopfschüttelnd an.

„Ich weiß, wer Sie sind“, sagte Leonhard und drückte den Knopf. „Ein Journalist. Ein Redakteur. Ein Mann der Öffentlichkeit. Der Unfall muss aber dringend unter Verschluss bleiben, es sollte nichts nach außen dringen.“

Leonhard schaute Mond fest in die Augen und ließ dabei das Tor wieder runterrollen, bis es mit einem lauten Knirschen die Garage massiv verschloss. Mit einem Zucken der Augenbrauen untermauerte der Mann, dass es für Mond wohl besser wäre, seinen Mund so verschlossen zu halten wie seine Garage.

„Ja ja, schon gut“, sagte Mond, und trat, um etwas Abstand zu gewinnen, einen Schritt zurück. Er zeigte mit seinem Daumen auf das Grundstück nebenan.

„Hier in der Neubausiedlung ist ja oft ziemlicher Lärm. So wie in meinem Nachbarhaus hier, da toben offenbar die neuen Kinder wie wild durchs Dachgeschoss. Ich dachte, die Häuser hätten einen gegenseitigen Schallschutz. Wurde da vielleicht bei der Gebäudetrefffuge geschlampt? Oder gab's das auch nur als Sonderausstattung?“

Jetzt habe ich ihn, dachte Mond. Leonhard sah ihn skeptisch an und dann auf das Haus, auf das Mond eben noch gezeigt hatte. „In diesem Haus wohnt noch niemand, Herr Mond. Das steht noch leer, ist aber bereits besichtigt und reserviert.“ Mond starrte ihn an. Kurz bevor sich der Mann wendete, hielt ihn Mond am Arm fest. „Moment mal. Hier passieren echt verdammt strange Dinge. Haben Sie eine Idee, was hier los ist? Können Sie mir sagen, was hier vorher war? Also, vielleicht, wofür früher die Fläche genutzt wurde, auf der diese Siedlung errichtet wurde? Wer lebte hier?“ „Auf Wiedersehen“, sagte Leonhard und ging davon.



Szenenwechsel.

Nein, er konnte diesen Typen einfach nicht leiden. Nicht, dass er ihn irgendwie kennen würde, aber schon seine ganze Art und Weise, wie er ihn mit schlaffer Hand und nervösem Blick wortlos begrüßt hatte und ihn nicht einmal höflich bat, sich zu setzen, sondern nur kurz und hochnäsiger zu einem ungemütlichen Hocker vor seinem Schreibtisch nickte, auf den er sich setzen sollte, löste bei Mond eine gewisse aggressive Anspannung aus. Doch generell ging Fell, so fabulierte sich Mond in seinem Kopf weiter zurecht, anscheinend immer mehr verloren, je höher die Führungspositionen reichten. Entweder die Chefs trugen Glatze, weil sie so alt waren, oder sie trugen Glatze, weil dies genetisch bedingt war.

Der Typ hier vor ihm hatte wohl schon immer Glatze getragen. Jedenfalls war sein Gesicht faltenfrei, so faltenfrei wie sein weißes Hemd. Kein Bartstoppel zeigte sich, und dass er überhaupt Augenbrauen hatte, die immer leicht nach oben zuckten, je mehr er mit dem Daumen auf dem Handy nach unten wischte, wunderte Mond. Jetzt blieben die Augenbrauen ein, zwei Sekunden oben, und der Typ machte: „Mhmmm...“ Noch ein „Mhmmm“ brummte hinter seinen schmalen Lippen. Während er weiterwischte, schaute Mond sich in dem kleinen, karg eingerichteten Büro um.

Das Fenster zeigte auf das triste Industriegebiet von Ossendorf, am Rande der Stadt. Mit der maroden Linie 5 war er hier rausgekommen, Umsteigebahnhof Appellhofplatz. Da, wo früher Kölns Gerichtsbarkeit thronte und von der Gestapo Todesurteile vollstreckt wurden. Klar, hier draußen waren die Mieten noch halbwegs erträglich. Der Schreibtisch war wohl von Ikea, jedenfalls kannte Mond diese Tischplatte und die zwei Böcke darunter vom Einkaufsbummel mit seiner Tochter. Am Ende war's aber dann doch beim Hot-Dog geblieben. Auf der Spanplatte stand ein Laptop von einer Billigmarke.

Hinter dem Typen, der sich als Jan Meier vorgestellt hatte, leuchtete der silberne Schriftzug „iTunes“, an der Wand hing ein Monitor, der wellenförmig die Klickzahlen des Tages präsentierte. Morgens um 6 Uhr, wenn die Stadt erwachte und noch viele vorm Zähneputzen schon mal aufs Handy starteten, gingen die Zugriffe los, steigerten sich bis 9 Uhr, fielen dann etwas ab, um am Mittag, wenn man in der Pause oder beim Essen hungrig auf Neuigkeiten war, stark anzusteigen. Danach gab es wieder einen Abschwung und abends, wohl auf der Couch oder im Bett, nochmal eine Spitze, die dann aber in die Nacht stark abfiel, ins absolute Offline.

Der Online-Rhythmus hatte sich komplett auf den Biorhythmus eingestellt, und nachts waren die Klickzahlen offenbar so gering, dass man auch einfach mal gar nichts online berichten musste. Die Zielgruppe war offline, als offenbar Zeit für Onliner, sich kurz aufs Ohr zu hauen. „Mhhmmm“ hörte er noch einmal. Und jetzt platzte es aus Mond heraus. Er setzte ebenfalls zu einem langen „Mhhhhmmmm“ an, das er am Ende aber in immer lauterem höheren Tonlagen brummte, so dass sich Monds Brummen anhörte wie ein startender Rennwagen, der ein großes Fragezeichen aus dem Auspuff bläst. Irritiert, ja fast entsetzt schaute Meier ihn mit aufgerissenen Augen an. Worauf Mond noch einmal nachlegen wollte und ihn ebenfalls mit großen Augen und hoch gezogenen Augenbrauen anschaute und lächelnd ein erneutes lautes „Mhmm!“ von sich gab.

Meier hob nur abwehrend, ja arrogant die Hand und machte Mond unmissverständlich klar, einfach die Klappe zu halten. Da hob Mond ebenfalls kurz die Hand, räusperte sich und fragte ganz langsam und extrem deutlich: „Können. Sie. Eigentlich. Auch. Sprechen?“ Als Meier ihn perplex anschaute, setzte Mond hinterher: „Oder soll ich Ihnen lieber eine WhatsApp schicken?“ Meier warf sein Handy auf den Tisch und drehte sich überheblich lächelnd zu Mond. „Dir! Dir! Wir duzen uns hier alle. Siezen ist out, over, history. Klar, da kommst du her, ich sehe es ja an deinem laaaangen Lebenslauf. Ist mir schon klar, warum die beim Online-Blick dich nicht brauchen. Oder nicht wollen? Aber wenn du willst, kannst du mir jederzeit eine WhatsApp schicken. Oder kennst du schon diese neuartigen SMS?“ Meier grinste kurz, drehte sich wieder von Mond weg und starrte stumm auf sein Handy. Er wischte weiter und las, wischte weiter und las. Plötzlich piepte es und eine SMS von einer unbekanntenen Nummer poppte auf.

Leise las er sich selbst die Nachricht vor. „Mit digitalen Grüßen: Adios, Arschloch!“ Meier kratzte sich am Kopf. „Adios, Arschloch? Mit digitalen Grüßen? Von wem ist die...“ Beenden konnte er den Satz vor Erstaunen nicht mehr. Mond war verschwunden.

Er wollte nur noch raus, aus dieser neuen, kalten Welt. Ja, kalt war sie. Wie ein Kühlschrank. Mond erinnerte sich bei der Fahrt mit der KVB zurück in die Innenstadt, was ihm mal ein alter, bekannter Chefredakteur gesagt hatte. In einer Zeitung zu schmökern, neugierig umzublättern, das Papier rascheln zu hören, das sei wie eine leckeres Essen, serviert in einem schönen Restaurant. Die Zeitung online zu lesen, wäre wie Essen aus dem Kühlschrank. Kalt. Als Mond aus der Bahn stieg, merkte er, wie ihm der Magen knurrte. Aber noch mehr plagte ihn dieser entsetzliche Durst. Er musste zurück in den Kosmos, den er kannte. In das gute, alte Refugium der Männerwelt. Seine Stammkneipe „Big Window“.



Und wie das wieder perlte. Er kannte dieses Gefühl, er hatte es schon tausendmal erlebt, doch es war immer wieder neu und aufregend. Diese Vorfreude, wenn seine Hand das beschlagene Glas umschloss, das eiskalte Kölsch Schluck für Schluck seine Kehle hinunterrann und sein Mund gierig den knisternden Schaum küsste.

Wenn für einen Moment Zeit und Raum verschwanden und er eins wurde mit dem Geschmack und dem Genuss, der immer wieder seine Sinne betörte. Viel zu schnell war das Glas leer und die kleine Auszeit wieder vorbei. Bis Mario, der Kellner seiner Stammkneipe an der urkölschen Severinstraße, der wegen Frau und Kind immer Frühschicht hatte, fragte: „Hey Mond, noch'n Bierchen?“

Wie sollte er da nein sagen, hatte Mario doch schon das nächste Glas startklar am Zapfhahn und ein Lächeln auf den Lippen. So gab sich Mond gerne geschlagen und sagte nur kurz: „Klar, aber dann auch noch einen Kurzen. Aber Wodka, kein Kabänes!“ „Klar! Schreiben, was wahr ist und trinken, was klar ist. Ich kenne dich.“

Mario stellte ihm ein neues schäumendes Glas auf den dunklen, abgewetzten Tresen und einen Wodka hinzu, der so vereist war, dass noch kleine Kristalle in ihm herumzuschwimmen schienen, die aber ebenfalls ruckzuck in Monds Mund verschwanden und mit einem neuen Schluck Kölsch, um den kleinen wohligen Stich in der Brust hinunterzuspülen, in die Tiefe stürzten, um beim Aufprall im Magen einen Rückstoß in Monds Kopf auszulösen, der sich schon wieder wohlwollend bemerkbar machte.

Mario griff hinter sein Ohr, um einen kleinen Bleistift zu zücken und auf Monds schon gut eingeweichtem Deckel wieder ein paar neue Striche zu machen. Ein X für den Schnaps, einen Strich für das Kölsch. X und I – das ist römisch schon wieder elf, dachte Mond, schüttelte den Kopf und sah, wie sich ein Strich und ein X nach dem anderen auf den kleinen, wohlbekanntem Rundweg am Rande des Bierdeckels machten.

Mond musste bei diesem Anblick plötzlich grinsen, was auch Mario erstaunte, aber Mond erinnerte sich an Marios früheren Kollegen, der noch ganz neu in seinem Job war, es war sein erster Tag, also die erste Nachtschicht, und der plötzlich, als ein neuer Schwung feuchtfröhlicher Gäste den Laden stürmte und er reihenweise Biere auf den Tresen stellen wollte, keine Deckel mehr hatte. Er suchte schnell in den Schubladen neben der Kasse nach den Pappen, wühlte alles durch und fand tatsächlich noch einen Stapel.

Er teilte sie im schummerigen Licht an die neuen Gäste aus, mal hier, mal dort tropfte der frischgezapfte Schaum drüber, und gekonnt und voller Elan setzte er jede Menge wilde Striche drauf. Was der Typ nicht wusste: Auf genau diesen alten Deckeln hatte sein Chef die offenen, teils sehr hohen Zechen von Dutzenden Stammgästen vermerkt und gesammelt. Und so sorgte dieser Typ in nur einer Nacht, nur wenige Stunden im neuen Job,

für ein Chaos unter den Gästen, die beim Zahlen plötzlich und unerwartet mal so eben 85 Striche auf ihrem Deckel fanden, sich veräppelt fühlten, den Deckel zerrissen und einfach gingen. Zuerst ein paar, dann fast alle.

„Weißt du noch, dieser Typ, der mit den Deckeln, der hier nur eine Nacht im Dienst war?“, kicherte Mond. „Das war ein Irrer!“

„Ja, das war er. Der damalige Chef verlor durch ihn Hunderte Euro. Aber der Typ hat auch noch richtig eins auf den Deckel bekommen“, schmunzelte Mario, der nun hinter der Theke stand, seine Arme verschränkte und Mond fragend anschaute. „Dat jit et nur bei uns en Kölle! Jetzt lenk mal aber nicht ab: Was ist mit dir los? Welche Sorgen willst du denn heute wieder runterspülen, mein Freund? Du weißt doch: Später ist das Bier weg, der Schnaps weg, das Geld weg. Aber deine Sorgen sind noch da. Wegsaufen kann man die einfach nicht.“

„Wegsaufen wäre gut“, sagte Mond traurig. „Frau weg, Tochter weg, Katze weg, Porsche weg, Job weg. Den machen jetzt ein paar billige Hühner. Zusammen mit Google. Mit Facebook. Und Instagram. Und ich? Bin auch weg.“ „Oh Mann“, sagte Mario kopfschüttelnd und drehte sich wieder Richtung Fass. „Du bist aber aggro drauf. Der Nächste geht aufs Haus.“

„Haus? Auch fast weg. Neubau, pikobello, eigentlich unbezahlbar, und jetzt ist da noch eine fette sechsstellige Summe abzuzahlen“, sagte Mond und schaute in sein Bierglas. „Und du glaubst es nicht: Da rast nachts ein brennender Baustellen-Lkw fast in meine Bude – und ein Irrer springt dran hoch, in den Container hinein und verbuddelt sich im Sand! Und dann liegt eine Leiche bei mir vor der Tür!“

Mond trank das Glas in einem Zug aus. Mario schaute ihn ungläubig an. „Was ist das denn für eine irre Geschichte? Hab davon noch nichts gehört. Und ich höre hier ja alles. War das denn irgendwo zu lesen?“ Mond schüttelte den Kopf. „Und dann höre ich immer ein irres Poltern, als wenn ein Kind wie angestochen durch alle Dachgeschosse rennt. Aber im Haus nebenan wohnt gar keiner! Du, weißt du, was ich glaube?“

„Was denn? Was glaubst du denn?“ fragte Mario besorgt. „Ich glaube, ich werde verrückt! Oder es spukt in meiner Bude. Beides scheiße!“ Mond setzte wieder das Glas an, aber das war längst leer. Mario kam mit dem nächsten Bier an und schien es Mond reichen zu wollen, doch bevor Mond zugreifen konnte, hatte Mario es schon am Mund und trank hastig zwei, drei große Schluck. „Ich sollte zwar nichts trinken, aber das hier ist doch mal echt ein Grund. Einfach bizarr, wenn das alles stimmt, was du erzählst.“ Mario wischte sich das Bier von den Lippen und lehnte sich zu Mond über die Theke. „Vielleicht steht dein Haus ja auf einem alten Indianer-Friedhof oder so? Obwohl, darf man das heute überhaupt noch sagen? Indianer? Ich weiß es nicht. Man weiß ja heute fast nichts mehr. Selbst der Muttertag wird mies gemacht!“

„Auf alle Mütter!“, grölte Mond und hob sein leeres Glas. „Viva Mutter Colonia! Viva Colonia Claudia Ara Agrippinensium! Darauf noch ein Kölsch!“ Mond deutete mit sehnsüchtigem Blick an, dass er gerne noch ein Bier hätte, aber nun wirklich sein aller-aller-allerletztes. „Ja, woher soll ich denn wissen, auf welchem Grund meine Siedlung gebaut ist? Was da alles mal in Rheinshof war? Wer da alles liegt?“

„Kleiner Tipp“, sagte Mario und zog seine buschigen Augenbrauen hoch. „Du bist hier in der alten Archiv-Schänke. Also jetzt, nachdem wir vor einigen Jahren den Laden übernommen hatten, heißt sie natürlich Big Window, wegen des schönen Schaufensters zur Straße, aber früher hieß sie eben Archiv-Schänke.“

Mond staunte. Klar, er war schon unzählige Male in seinem Stammlokal eingekehrt, hatte sich aber nie groß Gedanken gemacht, welche Geschichte eigentlich hinter dieser alten Pinte steckte. Er wusste nur: Sie war gemütlich, sie hatte sein Lieblingsbier, und die Arschlochdicke war nicht so hoch wie in vielen anderen Kneipen Kölns. „Ist dir das noch nie aufgefallen? Schräg gegenüber um die Ecke ist das Stadtarchiv“, schob Mario nach.

„Da findest du alles. Alles über die Stadt, alles über die Stadtteile, alles über jedes einzelne Viertel und alles...“ „Alles über jede einzelne Parzelle?“, fragte Mond.

„Aus den letzten 200 Jahren“, betonte Mario, stellte Mond ein neues Bier hin und nickte Richtung Fenster zur Straße, gegen das der Herbstwind jede Menge Regentropfen peitschte. Mond starrte vor sich hin, wie es alle Trinker machen, die nach dem achten oder zehnten Bier einfach ihr Gehirn ausknipsen können. Seufzend schaute er durch das Kneipenfenster nach draußen und sah, wie sich eine dunkle Gestalt an die Scheibe lehnte und kurz hineinschaute. Er sah nur einen schwarzen Mantel mit einer großen Kapuze. Dann verschwand sie.

„Ja, ich hatte schon mal eine Mail an die Stadt zum Thema Archiv geschrieben und nach Rheinshof gefragt. Es kam aber nichts zurück. Gar nichts. Nada. Niente.“ Mond ärgerte sich, dass er sich immer noch darüber ärgerte.

Mario wuchtete ein neues Fass auf die Spüle hinter dem Tresen und machte sich daran, mit einem Hammer den Hahn reinzuschlagen. „Das Archiv ist ganz normal geöffnet. Wie eine Kneipe. Come in and find out, sagt meine Frau immer. Und sollten Reporter nicht rausgehen, statt nur Mails zu schreiben, Mond? Mond?“ Mario drehte sich um, doch Mond war verschwunden, nur noch ein leises Schließen der Kneipentür war zu hören.

Mario schaute ihm durch das Fenster nach und entdeckte auf dem Tresen einen Hunderter. Er steckte ihn sich in die Tasche, zerriss Monds Deckel und ließ die Fetzen in den Mülleimer regnen. Mond merkte, wie wohltuend der kühle Regen auf seinen Kopf prasselte. Er war nie ein Freund von Regenschirmen, Kapuzen und dem ganzen Kram gewesen. Wenn's Petrus mal regnen ließ, ja dann, Herrgott, soll's so sein.

Kurz erinnerte er sich, wie er mit seiner Frau und seiner Tochter einmal an der See in Holland war. Drei Tage hatten sie gebucht, und drei Tage hatte es nur geregnet. Klitschnass spazierten sie am Strand, völlig durchnässt kehrten sie in Restaurants ein, um sich dann durchgefroren und pappsatt ins warme Bett zu kuscheln. Herrlich war's. Doch herrlich, das war früher. Jetzt war er allein und lief angetrunken, aber mit leichten Schritten und leichter Zunge, auf das Stadtarchiv zu.

Was er da genau suchte, wusste er nicht. Er musste nur erst einmal reinkommen, und dann würde er es schon finden. Come in and find out, dachte er und fand diesen Slogan echt gut, als er schon drin war im Stadtarchiv und vor einer alten Pförtnerin stand, die ihn mit bohrendem Blick anschaute.

KAPITEL 4: FEUER

Hinter einem kleinen schmiedeeisernen Geißbock, der als Prospekthalter diente, stand die Pförtnerin. Sie mochte so Mitte 60 sein, die Haare streng nach hinten gekämmt, mit weißem Gesicht, weißer Bluse und grauem Blazer. Sie schien gehen zu wollen, so konzentriert schaute sie in ihre große Handtasche und warf ein Brillenetui hinein. „Was kann ich für Sie tun?“, fragte sie Mond und schaute ihn erneut mit einem bohrenden Blick

an. „Guten Tag, Mond mein Name. Ich bin Journalist und zu einer Akten-Recherche angemeldet.“ „Ein Journalist? Zu einer Akteneinsicht?“ „Schauen Sie bitte mal in Ihre Liste? Da muss mich die Archiv-Leitung vermerkt haben.“

Mond änderte jetzt seinen Tonfall. Er wusste, dass man den Leuten sagen soll, was sie tun sollen, damit sie es tun. Die Empfangsdame stöhnte kurz auf, griff in ihre Tasche und kramte herum, um ihr Etui wieder zu finden. Dann klappte sie es langsam auf, nahm ihre Brille heraus und putzte erst einmal die Gläser mit einem schwarzen Tüchlein. Als sie auf dem Klemmbrett die Liste mit den angemeldeten Tagesbesuchern durchschaute und gerade ihren Blick heben wollte, war Mond verschwunden. Still und heimlich hatte er sich die nassen Sneakers ausgezogen und war an der Pförtnerloge vorbei lautlos auf Socken in einen langen Gang geschlichen.

Insgeheim kicherte Mond. Vielleicht gab es da eine Parallele zum echten, einzigen Mond, der auch kommt und geht, wann er will, schoss es ihm durch den Kopf. Oder waren das alles nur seltsame Hirngespinnste, die auf dem Alkoholspiegel in seinem Kopf herumtanzen? Wie auch immer, er war schon Richtung Keller unterwegs und fühlte sich verschlagen und extrem mutig, während die Pförtnerin kopfschüttelnd ihre Handtasche nahm, auf ihre kleine goldene Uhr schaute und Richtung Ausgang lief.

Als Mond eine Treppe zu einem Raum entdeckte, in dem laut Hinweisschild Kölns Stadtteilgeschichte archiviert wurde, wollte er betont lässig die Stufen herabgehen. Er wollte sich notfalls als ganz normaler Besucher tarnen und bemerkte nicht, dass er eigentlich völlig allein da unten war.

Er hatte keine Ahnung davon, dass genau in diesem Moment vor dem Archiv eine schwarze Gestalt aus dem Regen auftauchte, einen schweren Schlüsselbund aus der Tasche zog und den Haupteingang von außen abschloss.

Mond kam in einen großen, von Neonlicht erhellten Raum, durch den sich drei Gänge links, rechts und in der Mitte über gut 25 Meter zogen. Da der Boden durch die Lüftungsanlage, die den Raum auf konstant 12,5 Grad kühlte, eiskalt war, zog er seine Schuhe schnell wieder an. Bei jedem Schritt quietschten nun seine Sohlen, und jedes Quietschen, das Mond Angst und Unbehagen bereitete, hallte in den Gängen und an den schweren Aktenschränken wider.

Dann sah er ein Schild, es sah aus wie eine Leuchtreklame, von der Decke baumeln: „Veedel“ stand drauf. Ein unmissverständlicher Hinweis auf Kölns Stadtteile, deren Zahl traditionell mit 86 angegeben wurde, aber eigentlich bei weit über 100 lag, wie einmal der bekannte Stadthistoriker Dr. Philipp Hoffmann in mühevoller Kleinstarbeit festgestellt und publiziert hatte. Doch es war auch hier wie bei so vielen Dingen in Köln. Man nahm’s nicht so genau.

Mond spähte durch die Regalreihen und stoppte beim Schild „STADTTEILE R – Z.“ Rheinshof, da müssten wir es doch haben, dachte er sich und fuhr mit seinen Fingern durch die Aktenreihen. Die Unterlagen waren in DIN A3 große, faustdicke Bücher gebunden. Da war Raderberg, Raderthal, Rath/Heumar, Riehl und dahinter kam Rodenkirchen. Aber wo war Rheinshof?

Als er den Band von Riehl genauer anschaute, fiel ihm eine Lücke zu Rath auf. Hier musste der Band zu Rheinshof gewesen sein. Aber der war verschwunden. Ein uraltes Veedel, das bisher verschlafen vor sich hindämmerte und niemanden interessierte – warum hatte sich gerade jetzt jemand diese Dokumente geschnappt?

Plötzlich ging das Licht aus. Mond hielt inne. „Hallo? Hallo, ist da jemand?“, rief er. Doch seine Rufe verhallten.

Er zückte sein Handy, schaltete die Taschenlampe an und begann, die Regalreihe zu filmen. Er hörte ein knisterndes, unheimliches Geräusch. Erst ganz leise aus einer Ecke, dann aus mehreren Richtungen, dann wurde das Zischen und Rauschen immer lauter und schien näher zu kommen. Das Knistern erinnerte ihn an... Riehl. Einen Einsatz im Zoo, als ein Gehege in Brand stand und mehr als 100 Tiere elendig... „Feuer!“

Mond sah hinter Regalen aufblitzende glutrote Lichter und spürte, wie schlagartig Qualm und Hitze die Luft erfüllten. Als er um die Ecke flüchten wollte, schossen ihm schon die ersten Flammen entgegen. Nur wenige Augenblicke später flackerten die ersten Regale mit Archivalien lichterloh, und Feuerwellen krochen unter der Decke langsam auf ihn zu.

„Hilfe! Feuer! Hilfe!“ schrie Mond, drehte sich um und versuchte, sich durch den Gang an der anderen Seite der Wand zu retten. Er rannte um die Ecke, aber auch dort versperrte ihm ein Schrank, der schon in Flammen stand, den Weg. Mond wich erschrocken zurück und erstarrte vor Angst. Er sah, wie die Feuerbrunst immer stärker wurde und rasend schnell die Dokumente verschlang, die teilweise brennend auf den Boden stürzten oder in Aschefetzen durch die glühend heiße Luft wirbelten.

Er blickte hilflos und schockiert in die Feuerwand. War das sein Ende? Gestorben, verglüht, ja eingebrannt ins Gedächtnis der Stadt? Verdammt, konnte er seinen Sarkasmus nicht einmal in größter Lebensgefahr ablegen?

Nervös tänzelte er nun wie bei einem Kampf nach links und rechts und suchte einen Fluchtweg, doch es gab keinen. Die Hitze drückte ihn förmlich zurück an die Wand. Als er seine Hände ausstreckte, berührten seine Finger einen metallischen Griff.

Er gehörte zu einem leeren Rollwagen, mit dem die Akten von Abteilung zu Abteilung geschoben wurden. Dieser hatte eine Ladefläche oben und eine unten über den Rollen. Ein Geschenk des Himmels, dachte Mond. Sterben würde er. Aber sicher an einem anderen Tag. „Ab durch die Mitte. Ab durch die Mitte!“ schrie er laut, drehte den Wagen mit einem großen Ruck vor sich, drückte ihn wie ein Bobfahrer nach vorn und rannte los in den mittleren Gang, mitten in die Feuerwand hinein.

Während hinter und über ihm die von der Feuerhitze teils verbogenen Regale zusammenstürzten, hechtete Mond auf die untere Fläche des Rollwagens und schoss wie ein Bobfahrer durch das flammende Inferno. Immer mehr brennende Akten prasselten auf ihn herab, doch sie konnten das schwere Gefährt, das Mond mit aller Gewalt in Schwung gebracht hatte, nicht stoppen.

Mit einem kräftigen Scheppern krachte der Rollwagen gegen einen Türrahmen und katapultierte Mond, schwarz von Ruß, mit einem Bauchklatscher zum rettenden Treppenhaus. Er rutschte noch ein paar Meter, sprang dann auf und rannte um die Ecke die Treppe hoch. Da knallte es hinter ihm in dem Kellerraum, in dem die jahrtausendalte Geschichte Kölns innerhalb weniger Minuten von Flammen aufgeessen wurde. Mond spürte die Druckwelle und eine große Stichflamme schoss hinter ihm ins Treppenhaus. Er rannte und rannte einfach weiter, bis er schwer atmend das Foyer erreichte. Panisch schaute er sich um, aber nirgendwo war ein Mensch zu sehen.

Es war totenstill und leer. Er konnte auch keinerlei Sirene oder Feueralarm hören. Den Griff zum Handy bereute er. Das Gerät, mit dem er die ersten Flammen noch gefilmt hatte, war bei seiner Flucht so heiß gelaufen, dass er es erstmal in der Tasche ließ.

Mond eilte schnell zum Ausgang und wollte die Tür ins Freie aufdrücken, doch sie war verschlossen. Er hämmerte gegen die Glastür, immer wieder, und sah, dass es draußen in Strömen regnete. Der einzige Passant, der unter einem Regenschirm eilig und mit gesenktem Haupt über die Straße hastete, konnte ihn weder sehen noch hören.

Verzweifelt sah er sich um und rannte durch das Foyer zurück zur Pförtnerloge. Er griff sich den eisernen Geißbock, nahm Anlauf und schleuderte ihn gegen die Scheibe, die sofort in tausende kleine Stückchen zersplitterte. Mond sprang hindurch, rannte weiter und kam nach ein paar Metern zum Stehen. Er keuchte und hustete und stöhnte und schrie vor Schmerzen. Davongekommen! Ich bin raus, dachte er und schaute sich um, in der Hoffnung, dass endlich irgendwo eine Feuerwehr kommen oder er sie zumindest hören würde.

Doch statt einer Sirene vernahm er plötzlich ein lautes, undefinierbares Knacken. Mond nahm sein Handy aus der Tasche, das immer noch filmte. Gerade als er auf den Notruf umswitchen wollte, kam dieses unheimliche Knacken, das durch die gesamte Straße schallte, erneut. Dann noch einmal. Und noch einmal, in immer kürzeren Abständen. Plötzlich hörte er ein ohrenbetäubendes Grollen, der Boden vibrierte, und Mond fand sich im nächsten Alptraum wieder.

Das gesamte Gebäude fiel Etage für Etage mit einem gewaltigen Knall in sich zusammen und rutschte wie eine mächtige Lawine nach vorne gegen die gegenüberliegende Häuserfront, um in einer fast organisch scheinenden Welle aus Steinbrocken und Stahlträgern und berstenden Wasserleitungen nach links zu driften und auf Mond zuzurasen.

Panisch rannte Mond los, er rannte und rannte, bis ihn eine gewaltige, dunkle Staubwolke eingeholt hatte und kleine Körnchen wie Stecknadeln in Gesicht und Augen piksten. Röchelnd rettete sich Mond in einen Hauseingang und sah, wie die Wolke, aus der schwarze Tropfen schossen, wie ein rauschender Zug an ihm vorbeirollte.

Endlose Augenblicke vergingen, und dann kam sie zurück. Diese unheimliche Stille. Niemand kam, niemand schrie. Mond fühlte sich ganz allein. Er stiefelte durch den verstaubten Boden zu einem kleinen Brunnen, der vor der gläsernen Fassade einer Bank stand.

Mond sah sich im Spiegelbild. Der Regen, der unablässig mit der Asche vermischt auf seinen Kopf und seine Lederjacke rieselte, hatte ihn gespenstisch schwarz gefärbt. In der zitternden Hand hielt er noch wie festgewachsen sein Handy, das alles gefilmt hatte. Mond sah im schmutzigen Glasfenster seinen verdreckten Kopf und seine weißen Augen und war entsetzt über seinen Anblick.

Er wischte die Staubschicht von der Wasseroberfläche, wusch sich schnell Gesicht und Haare, hielt seine schmierigen Turnschuhe in den Brunnen und zog sie klitschnass an. Hektisch tastete er sich nach Verletzungen ab, fand aber nichts und merkte mit einem kurzen Aufatmen, dass er in der Jeans noch Schlüssel und seine kleine Geldbörse dabei hatte.

Da zuckte er zusammen. Eine andere schwarze Gestalt tauchte kurz hinter ihm im Spiegelbild auf und verschwand. Als plötzlich aus allen Himmelsrichtungen Sirenen ertönten, ein Helikopter kreiste und Blaulicht durch die immer noch umherwabernde Staubwolke zuckte, rannte Mond die Straße hinab zur U-Bahn-Station Severinstraße. Dreckig, verschwitzt und abgerissen fiel er in der Masse der Menschen, die am Gleis auf die verspäteten Bahnen warteten, kaum auf.

Mond sprang in die Linie 4, stieg kurz danach am Neumarkt in die 1 und fuhr die Aachener Straße Richtung Rheinenergiestadion hoch, als es um ihn herum immer wieder piepte, klingelte und brummte. Wer sein Handy grade nicht in der Hand hatte, sollte es später entsetzt und ungläubig erfahren. Zunächst hieß es, ganze Häuserblöcke wären in Köln zusammengestürzt. Dann kam die Meldung, dass das Stadtarchiv in Trümmern liegt. Die

Nachricht verbreitete sich rasend schnell in Deutschland. Mond brauchte eine kalte Dusche. Und einen Freund. Jetzt.



Szenenwechsel.

Erschöpft und immer noch außer Atem ließ Mond das eiskalte Wasser auf seinen Kopf prasseln. Er lehnte mit den Armen an der Wand und versuchte, den ganzen Schock und Schmerz und Dreck und Wahnsinn einfach abzuspülen und in den Ausguss fließen zu lassen.

Während er immer wieder Wasser schluckte, ausspuckte und seinen staubigen Mund ausspülte, stellte er sich vor, wie die bösen Flashbacks, etwa das tosende Feuer, die einstürzenden brennenden Aktenschränke und die Gluthitze, die ihn verschlingen wollte, wie all das mit den von seiner Brust abperlenden Wassermassen in dem kleinen, dreckigen Gitter zu seinen Füßen verschwand. Natürlich spürte er im Herzen den reflexartigen Instinkt, aus all dem, was er da eben erlebt hatte, eine Riesen-Story zu machen. Er hatte ja alle Infos und Bilder aus erster, aus seiner Hand. Er könnte einfach in der Redaktion anrufen – schon hätte er eine Seite, ach mindestens eine Doppelseite alleine für seinen Erlebnisbericht mit den vielen exklusiven Fotos, die vielleicht um die Welt gehen und durch alle sozialen und asozialen Netzwerke wabern würden.

Aber klar war: Wer ihn feuerte, wer von ihm nichts mehr wollte, für den wollte Mond auch nichts mehr tun. Da hatte er seinen Stolz.

Zitternd vor Kälte, die Mond aber irgendwie als wohltuend empfand, ging er tropfend zu seinem Spind.

Es war wirklich ein unschlagbarer Vorteil, dass er im Gym neben seinen Trainingsklamotten – Boxhandschuhe und Hallenschuhe, Socken, einer Box-Hose und ein dickes Baumwoll-T-Shirt, das den Schweiß gut aufnehmen konnte – auch ein paar normale Sachen zum Wechseln und eine Schachtel mit Müsli-Powerriegeln hatte.

Immer wieder hatte er vor oder nach dem Training noch Termine, und so bunkerte er in seinem schmalen Schränkchen neben frischen Shorts und Jeans und einem Maßhemd auch ein Paar glänzende Budapester, mit denen er sich überall sehen lassen konnte.

Ja, es war schon gut, dass sein Boxclub SC Colonia 06, einer der ältesten der Welt, im Olympiastützpunkt Rheinland am FC-Stadion zuhause und sieben Tage die Woche von früh bis spät offen war – und er immer Zutritt hatte.

Während Mond in seinen Spind schaute, fiel sein Blick auf das Foto von seiner Frau und seiner Tochter, das an der Innenseite der Tür klebte. Wie er sie doch vermisste. Ihr Lachen, ihre Wärme. Ihre Nähe. Ihre Liebe. Eben hätte alles vorbei sein können. Einfach so.

Einmal den falschen Eingang gewählt, einmal im falschen Zug, Bus oder Flieger gesessen – und das wär's gewesen. Hätte ihn jetzt irgendjemand vermisst?

Hätte irgendjemand gewusst, dass er sich im letzten Kellerwinkel des Stadtarchivs aufhielt, als aus unerklärlichen Gründen das gesamte Ding einstürzte und ihn fast begraben hätte? Niemand. Es würden sicher Wochen, Monate, in Köln vielleicht Jahre vergehen, bis der letzte Klumpen Geröll der Grube gehoben und ausgewertet wurde.

Peng! Plötzlich flog die Tür seines Spinds zu. „Hans dich sucht. In Ring!“ Carina, die Trainerin der Damen-Boxmannschaft, oder besser, des Damen-Teams, wie es jetzt hieß, stand vor ihm und sah ihn streng an. Sie hatte eigentlich ein hübsches Gesicht, das aber eindeutig schon zu viele Schläge abbekommen hatte. Und das nicht nur im Ring. Immer

wieder machte sie von sich reden, weil sie gerne mal in Diskotheken auf Anmachsprüche direkt einen harten Jab als Antwort gab. Nur gelegentlich waren die Typen schon so blau, dass sie diesen Schmerz nicht spürten und mit Bierflaschen oder Longdrink-Gläsern retournierten.

Jetzt senkte sie ihren Blick und schaute an Mond herab. „War kalt? Gleich wird warm“, sagte sie spöttisch und ging. Mond schaute an sich herunter, etwas peinlich berührt, weil er nackt war – er hatte gedankenversunken sein Handtuch in der Dusche vergessen. Und es war offensichtlich, dass die eiskalte Dusche immer noch ihre Wirkung zeigte.

Schnell zog er sich sein Sportzeug an, stopfte sich einen Kraftriegel in den Mund, verschloss den Spind und lief auf die Halle zu, in der sich das prasselnde Knallen von Boxhandschuhen, das Peitschen von Springseilen und die Schreie der Trainer in ein spannungsgeladenes Durcheinander mischten. Dann stand er am Ring. Und fühlte sich zuhause. Alle schlechten Gedanken, alle Angst und Schmerzen waren vergessen. Ein lautes Brummen dröhnte aus Lautsprechern von den Wänden, die mit Landes- und Stadtfahnen und Plakaten vergangener Boxturniere geschmückt waren.

Hans, sein alter Kumpel, stand hinter einem Boxsack, winkte ihn heran und schrie: „Feuer! Mond, drei Minuten. Ran jetzt! Feuer!“

Mond schüttelte sich, tänzelte und trommelte los. Links, rechts, links, links, links, rechts, links. Immer wieder deckte er den Boxsack mit Schlägen ein, den sein alter Trainer, er nannte ihn wegen seiner vielen Erfolge Meistercoach, festhielt. Ohne nachzudenken, prügelte Mond alles an Kombinationen raus, die er draufhatte. Hans rümpfte seine dicke Knollnase und schrie ihn an. „Noch 30 Sekunden – und jetzt weiter: Feuer!“

Mond merkte, wie seine Arme brannten, wie seine Hände und Lunge schmerzten. Er konnte aber das alles ausknipsen und weiter auf den Boxsack einschlagen, oder auch auf Gegner, wenn es denn, wie damals, sein musste. Als er das zweite, erlösende Brummen des Drei-Minuten-Countdowns hörte, ließ er die Arme sinken, setzte sich auf den Boden und atmete schwer durch.

„Komm Mond, lass dich nicht so hängen wie ein alter Sack! Du warst doch mal gut. Du wolltest doch hoch hinaus!“

Hans war als Trainer gnadenlos und hätte auch als Drill Instructor in jedem amerikanischen Kriegsfilm mitspielen können. „Noch 30, nein 25 Sekunden Pause. Und dann: Zeig mir mal richtig, was du kannst!“, sagte er und zog sich schwere Prätzen über.

„Ich kann nicht mehr! Ich will nicht mehr!“ sagte Mond völlig außer Atem und schüttelte den Kopf. „Die machen mich fertig!“

Hans, der Zwei-Meter-Mann, beugte sich zu ihm hinab und legte ihm eine dicke Pratze auf die Schulter. „Die?“ „Ich habe mich krummgemacht für die Zeitung. Tausende Storys geschrieben. Tag und Nacht und in Urlauben geackert. Ich war undercover unterwegs, habe mein Leben für den Verlag aufs Spiel gesetzt! Und jetzt ist das alles nichts mehr wert? Alles vorbei?“, hörte Mond sich fluchen.

Als ob jemand die Musik anstellt, schnellte der Geräuschpegel im Gym plötzlich wieder steil nach oben. Neue Runde, neuer Schmerz. Mond schlug voller Wut auf die hin- und herzuckenden Prätzen seines Trainers. Paff-Paff-Paff!

„Ich war eben dabei, als das Stadtarchiv einstürzte. Ich war mittendrin! Das wäre eine Riesen-Story. Aber wer mich feuert, kriegt nichts mehr.“ Mond schossen Tränen in die Augen. „Nein, wer mich feuert, der kriegt nichts mehr!“ „Du warst dabei? Du warst drin?“, schrie Hans ungläubig. Dann nickte er. „Aber richtig so! Wir werden hier alle ausgebootet. Keiner mag uns alte Haudegen mehr. Keiner schätzt, was wir leisten und geleistet haben.“

Und noch alles leisten können!“ Auch Hans tänzelte nun kampfbereit herum und täuschte mit seinen Prätzen Schläge an, denen Mond ausweichen sollte. „Alle hassen uns plötzlich. Wir sind Auslaufmodelle. Jetzt muss sich jeder in dieser schönen, neuen Welt allein durchschlagen!“

Mond nickte und zog immer wieder den Kopf ein, um angetäuschten Schlägen auszuweichen. „Schau mal...“, sagte Hans und Mond wusste, dass nun etwas Wichtiges folgen musste, denn für Lappalien würde der Coach die Drei-Minuten-Einheiten nie unterbrechen. „Schau mal, der Mike da drüben!“

Mond drehte sich um und entdeckte einen kleinen, drahtigen Mann, der sicher an die 60 Jahre alt war. Gekonnt deckte er mit der rechten Faust seinen Kopf. Mond sah nur einen Stoppelbart und kurzrasierte graue Haare. „Der Mike, der war 35 Jahre bei Ford. Eigentlich ein krisensicherer Job. Doch weil bald keine Verbrenner mehr gebaut werden, alles nur Richtung Elektro fährt, ist er jetzt draußen.“ Mond nickte und wischte sich den Schweiß aus den Augen. „Oder schau dir die Aylin an“. Hans deutete auf eine schlanke Frau, die ihre Haare zu einem dicken Zopf gebunden hatte, der unter dem Kopfschutz heraushing und im Takt der Fäuste hin- und herschwang. Sie stand im Ring mit Carina, der Trainerin, die Mond eben in der Umkleide aufgesucht hatte.

„Aylin war erst Prostituierte und fuhr danach, als sie Kinder bekam, Taxi. Erst kassierte sie von den Taxikunden die Kohle und dazu Provision von den Puffs, zu denen sie die Leute kutscherte. Sie machte gutes Geld, Jahrzehnte lang.“

Mond schaute zu, wie die Frau mit ihrer Trainerin kämpfte. Irgendetwas trieb sie an, immer wieder in den Infight hineinzugehen, auch wenn sie wusste, dass sie ihrer Trainerin niemals das Wasser reichen konnte. Sie steckte Prügel ein und kämpfte ohne Rücksicht auf Verluste. „Alles vorbei! Die meisten Puffs sind dicht, Taxifahren ist viel zu teuer geworden, und mit der neuen Uber-App steuert keiner das Rotlicht an. Jetzt lebt sie von der Stütze.“ Mond, wieder bei Puste, nahm die Fäuste hoch, um weiter zu schlagen. Da drehte sich Hans kurz um, zog sich blitzschnell dicke schwarze Boxhandschuhe über und kam gereizt auf Mond zu. „Und ich bin auch erst 56. Und werde dauernd im Amt gefragt: Wie lang, wie lang, wie lang willst du eigentlich noch arbeiten, du alter Sack? Und unsere Politiker - die reden über Rente mit 70! Dabei werden wir Alten überall abserviert. Was für ein Hohn!“

Links, rechts, links – nun schlug auch Hans mit mächtig Wut im Bauch ein paar Haken und brachte Mond direkt in Bedrängnis. Er konnte, nein musste die Deckung hochhalten und die Schläge durchstehen, auch wenn die Arme brannten und die Beine immer schwerer wurden.

So ging es Runde für Runde. Er sah aus dem Augenwinkel, dass immer mehr Männer und Frauen verschiedenster Altersklassen drumherum ihr Training unterbrachen und ihnen nun fasziniert zuschauten.

Mond biss die Zähne zusammen und merkte, dass Hans noch richtig Dampf in den Fäusten hatte. Dabei wurde ihm bei jedem Treffer, den er einstecken musste oder austeilen konnte, immer klarer, welche Symbolik sein augenblicklicher Fight mit dem Meistercoach eigentlich hatte. Die Kampfzone da draußen im Arbeitsleben bestand nicht mehr nur aus den Fronten Jung gegen Alt. Um die Existenz in den Büros oder Fabriken mussten nun auch immer mehr Alte gegen Alte kämpfen. Und wie hier im Box-Gym schauten auch da draußen die jungen Leute gebannt und etwas herablassend zu, wie die Alten irgendwann das Handtuch warfen – oder sich gegenseitig bis aufs Blut zerfleischten. Und wer übrig blieb, war leichte Beute. Ihre Beute.

„Wie alt bist du jetzt eigentlich?“, fragte Hans plötzlich. Mond, aus seinen Gedanken gerissen, stoppte kurz. Doch selbst das war zu lang. Ein Schlag traf ihn über der Schläfe. Er spürte einen dumpfen Schmerz, der durch seinen Körper fuhr und ihn schlagartig lähmte. Langsam sank er auf die Knie. „Mensch Mond, was ist mit dir los? Wach auf und kämpfe! So kurz vor dem Ziel: Das war die elfte Runde! Mensch, das ist ja wie damals, als...“ Mehr bekam Mond nicht mehr mit. Geschlagen, gebeugt und schwer atmend, taumelte er aus der Halle in einen Nebenraum, der „Bauchwiese“ hieß. Doch an Sit-Ups, die einige hier in Zweierteams absolvierten, dachte er nicht. Mond legte sich auf eine der Matten, schob erschöpft seine Hände mit den Boxhandschuhen unter den Kopf und schlief ein.

Jetzt alle Kapitel lesen und „Buch kaufen“